



<36611059420016

Über die Freundschaft.

Von

M. Enk.



Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold.

1840.

Seinem Freunde

G. A. Wimmer

gewidmet

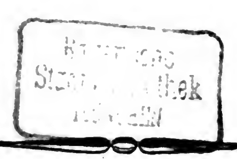
von

dem Verfasser.

Über die Freundschaft.

In amicitia omnia insunt, quae putant homines expetenda: honestas, gloria, tranquilitas animi atque jucunditas: ut, cum haec adsint, beata vita sit, et sine iis esse non possit.

Cic. in Laelio.



1.

Da die folgenden Bemerkungen über die Freundschaft großentheils durch die Schrift des Cicero über diesen Gegenstand veranlaßt worden sind: so werden sie sich zum Theil an diese anschließen; ohne das Recht und die Freyheit einer selbstständigen Untersuchung darum aufzugeben.

Die Schrift des Cicero zu loben ist überflüssig; ihre Mängel zu tadeln, könnte anmaßend scheinen. Nur eine Bemerkung darüber mag hier stehen. Sie zeichnet das Ideal der Freundschaft zwischen Staatsmännern, und verfolgt ihren Weg zunächst von diesem Gesichtspunkte aus; ein Gesichtspunkt, den man keinen Augenblick aus dem Auge verlieren darf, wenn man sie nicht, was öfters geschehen ist, durchaus unrichtig beurtheilen will. Der Gesichtspunkt, welchen die gegenwärtige Schrift verfolgt, ist ein allgemeinerer. Es ist zunächst der psychologische.

2.

Was ist die Freundschaft?

Um über irgend einen Zustand oder eine Erscheinung des moralischen Lebens zu einer klaren Ansicht zu gelangen, ist es meistens der richtigste Weg, nach ihrem Ursprung zu fragen. Darum geht auch Cicero, nachdem er den Begriff der Freundschaft, »als einer vollkommnen, mit Liebe und Wohlwollen verknüpften Übereinstimmung der Gesinnungen und Bestrebungen in allen göttlichen und menschlichen Dingen,« festgestellt, und ihr eine glänzende Lobrede gehalten hat, sogleich zu der Untersuchung ihres Ursprungs über.

»Bey einem häufigen Nachdenken über die Freundschaft,« sagt Lälius, »schien mir besonders dieses in Betrachtung zu ziehen, ob die Freundschaft ihre Entstehung nicht einem Gefühl von Schwäche, und dem Bedürfniß fremden Beystandes verdanke: damit nämlich Jeder von dem Anderen erhielte, was ihm fehlte; und diesem mittheilte, was jenem mangelte, und was er selbst besäße.«

Oft genug hat man, wie alle sittlichen Regungen, so auch die Freundschaft, aus dem Eigennutze zu erklären gesucht; eine Erklärungsart, deren Grundlosigkeit sich eben so kurz, als bündig, widerlegen

läßt. Die Falschheit borgt überall den Schein vom Wesen. Der Eigennutz, wenn er sich als Freundschaft geltend machen will, borgt aber immer den Schein eines uneigennützigen Wohlwollens. Das Wesen der Freundschaft kann also nicht im Eigennutz, es muß in einem uneigennützigen Wohlwollen bestehen. Wenn aber in diesem: so kann sie ihren Ursprung nicht in Eigennutz haben, der mit dem Wohlwollen nichts zu schaffen hat.

3.

Von Eigennutz in der schroffesten und gehässigsten Bedeutung des Wortes ist in jener Stelle des Cicero allerdings nicht die Rede. Er spricht von einem Austausch wechselseitiger Dienstleistungen und Gefälligkeiten, aus Bedürfniß, und aus dem Gefühl eigener Schwäche und Unzulänglichkeit. Auf einen eigennützigen Beweggrund der Freundschaft läuft es inzwischen auch dabey hinaus: obgleich nicht in dem Sinne, daß die Erreichung selbstsüchtiger Zwecke, wie das von einigen neueren Philosophen wirklich geschehen ist, als erster und letzter Grund der Freundschaft angenommen würde.

Allein auch in diesem milderen Sinne scheint der Eigennutz Cicero ein der Freundschaft unwürdiger Ursprung zu seyn. Und mit Recht; wenn er selbst

auf diese Weise, einziger, oder auch nur vorzüglichster Beweggrund zur Freundschaft seyn soll. Daß jedoch, wenn auch nicht unmittelbar, das Gefühl unserer Schwäche und Unzulänglichkeit, mittelst der Vorstellung, daß die Verbindung mit einem Freunde unsere Kraft ergänze und erhöhe, bey der Freundschaft in Berechnung komme, wird der Psycholog nicht läugnen wollen. Da wir nämlich überall nach Erweiterung und Erhöhung des Gefühls unserer Kraft streben, so muß ein solches Streben, da es durch die Freundschaft wesentlich gefördert wird, und wir uns des Letztern bewußt sind, bey der Frage über den Ursprung derselben nothwendig mit in Berechnung genommen werden.

4.

»Mir scheint,« sagt Cicero, »die Freundschaft mehr aus der menschlichen Natur, als aus dem Bedürfniß zu entspringen; sie scheint mir mehr ein sich Hinneigen der Seele aus einem Antriebe zu lieben (ex adplicatione magis animi cum quodam sensu amandi) zu seyn, als aus der Vorstellung, wie viel wir daraus Nutzen ziehen werden, hergeleitet werden zu müssen.

»Selbst an gewissen Thieren,« fährt er fort, können wir gewahr werden, von welcher Art diese

Zuneigung sey: da sie ihre Jungen eine Zeit lang lieben, und von ihnen geliebt werden; so daß leicht ein Trieb zu lieben bey ihnen zu erkennen ist. Dieses ist bey dem Menschen noch weit einleuchtender. Die Neigung, Andere zu lieben, zeigt sich zuerst in der Liebe zwischen den Kindern und Ältern; ein Band, welches nur durch den verruchtesten Frevel zerrissen werden kann. Ein ähnliches Gefühl der Liebe entsteht in uns, wenn wir Jemanden treffen, mit dessen Natur und Sitten wir die unserigen verwandt finden: weil wir in ihnen gleichsam einen Abglanz von Tugend und Rechtschaffenheit zu erkennen glauben. Denn nichts ist liebenswürdiger, als die Tugend; nichts zieht unsere Neigung mächtiger an, als eben diese: indem wir ihrer Tugend und Rechtschaffenheit wegen sogar Diejenigen lieben, welche wir nie gesehen haben. Wenn aber Tugend und Rechtschaffenheit einen so mächtigen Einfluß auf uns ausüben, daß wir sie an denjenigen, die wir nie gesehen haben, und sogar an unsern Feinden lieben: ist es dann zu verwundern, daß die Gemüther der Menschen gerührt werden, wenn sie an denjenigen, mit welchen ein näherer Umgang sie verbinden kann, Tugend und Güte gewahr werden?«

Bey Cicero fällt also die Freundschaft mit der Liebe zur Tugend, und mit der Bewunderung für diese in Eines zusammen. Ein Trieb, Andere

zu lieben — höchst merkwürdig ist es, daß er das Wohlgefallen, welches wir empfinden, wenn wir von Anderen geliebt werden, hier gänzlich außer Acht läßt, und späterhin nur im Vorbeygehen daran erinnert — liegt in uns. Dieses erläutert er durch eine kurze Hindeutung auf die Thiere, und auf die Liebe zwischen Kindern und Ältern. »Nichts aber,« fährt er fort, »erregt eine stärkere Liebe, als die Tugend, die wir sogar an dem Feinde lieben. Nichts ist also natürlicher, als daß wir sie auf's höchste an denjenigen lieben, deren Vorzüge uns in einem näheren Umgange auf das Vollkommenste zu genießen, erlaubt ist.«

Ist aber die Liebe zur Tugend gleich der stärkste Antrieb und das festeste Band der Freundschaft: so können jene und diese doch nicht in Eines zusammenfallen. Denn wie könnte sonst bey näherer Verbindung zweyer Personen die Liebe zur Tugend ohne Freundschaft, und umgekehrt die Freundschaft ohne Liebe zur Tugend bestehen. Bey Cicero ist es zwar ein Grundsatz, daß Freundschaft nur unter tugendhaften Menschen Statt finden könne; allein späterhin soll gezeigt werden, daß dieser Grundsatz in der That durchaus falsch ist.

5.

Wie Cicero amicitia von amare herleitet, so will man das deutsche Wort: Freundschaft, von dem alten Zeitworte: Frijon, lieben, herleiten. Auch ist das wechselseitige Wohlwollen, welches Andere für uns, und wir für sie empfinden, ein so wesentlicher Bestandtheil der Freundschaft, daß er sich von dem Begriffe derselben nicht trennen läßt, und dieser für Viele in der Vorstellung eines lebhaften Wohlwollens gegen Andere, welche nicht schon durch die Bande der Natur mit uns verknüpft sind, sich abschließt. So richtig nun das Eine ist: so unrichtig ist das Andere. Denn es läßt sich z. B. der Fall denken, daß Jemand, durch die Schärfe und Entschiedenheit seiner sittlichen Erkenntniß bestimmt, die Pflichten einer früher geschlossenen, oder später ihm dargebothenen Freundschaft auf das strengste, und selbst mit bedeutenden Aufopferungen erfülle; die Empfindung des Wohlwollens aber bey ihm keineswegs eine lebhafte, oder auch nur eine stätig vorhaltende sey; weil er, sey es aus was immer für Ursachen, entweder den Muth verloren hat, von ihr eine Befriedigung zu hoffen, oder die Fähigkeit, diese in ihr zu finden. Allerdings wird ein solcher Fall eine ziemlich seltene Ausnahme seyn; ein lebhaftes Wohlwollen aber, und zwar selbst ein

wechselseitiges, schon darum nicht als der einzige wesentliche Bestandtheil der Freundschaft betrachtet werden dürfen, weil es in den verschiedensten Gestalten und Graden, auch ohne diese Statt finden kann.

6.

Eine dritte Quelle der Freundschaft, auf die man gewöhnlich gar keine, oder so gut, wie gar keine Rücksicht nimmt, habe ich gelegenheitlich schon sonst angedeutet, und will mich hier ausführlicher darüber erklären.

Einer der stärksten Triebe, welche in der Natur des Menschen liegen, ist der Trieb seine Eigenthümlichkeit zu entwickeln. Denn der Mensch besteht, als Einzelnwesen, nur durch sie; und nur durch sie besitzt er sich. Er besitzt alle seine Kräfte und Anlagen nur in so fern, als er sich der eigenthümlichen Beschaffenheit derselben bewußt ist: da Gebrauch und Ausbildung der einen, wie der anderen, zunächst von diesem Bewußtseyn abhängen. Ohne Klarheit und Entschiedenheit dieses Bewußtseyns weiß er weder, was er als Individuum sich aneignen oder ablehnen; was er ergreifen und festhalten, noch was er fliehen und aufgeben soll. Selbst dort, wo er seiner Eigenthümlichkeit sich nicht

klar bewußt geworden ist, strebt er instinktmäßig, diese auszubilden; eben so, wie in seiner physischen Entwickelung Alles in freyer Ausbildung den vorhandenen Bedingungen nach eine bestimmte und eigenthümliche Gestalt zu gewinnen strebt.

Bey diesem Bestreben, seine Eigenthümlichkeit zu entwickeln, sieht sich nun Jeder auf vielfache Weise beirrt und beworren. Welche Ansicht er immer ergreife und geltend zu machen suche: es tritt ihr eine andere Ansicht in feindseligem, oft in unversöhnlichem Widerspruch entgegen; welche Empfindungsweise die seinige auch sey: eine andere tritt mit ihr in einen schneidenden Gegensatz; welches Ziel er sich auch vorsetze; wie edel, wie groß, erhaben und rühmlich es ihm auch erscheine: es wird Andern gleichgültig seyn; es wird ihnen geringfügig, unbedeutend, und nicht der Anstrengungen, die es ihm kostet, sondern vielleicht des Spottes und des Hohnes werth scheinen. Was er bewundert, verachten; was er liebt, hassen sie; was er ergreifen und mit aller Kraft festhalten zu müssen glaubt, werfen sie weg; und was er flieht und von sich stößt, scheint ihnen das Höchste, oder doch das Wünschenswertheste zu seyn. Gibt es nun auch im sittlichen Erkennen einen Grad von Klarheit, und für das sittliche Handeln eine Stärke der Willenskraft, die uns über jeden Widerspruch wegheben: so ist eine

solche innerliche Sicherheit doch nur die seltene, und meistens nur die spät gereifte und spät errungene Frucht der vollkommensten sittlichen Bildung. Und selbst bei einer solchen? Hat die Weisheit nicht überall die Thorheit und Unvernunft gegen sich? die Tugend nicht überall den Kampf gegen die schlaue Arglist und die verwegene Frechheit des Lasters zu bestehen? und mag das sittliche Erkennen sich auch im Ganzen überall klar, die Kraft sittlich zu handeln im Ganzen auch überall sich ihrer mächtig bleiben: gibt es nicht bey Einzelnen Einflüsse und Verwickelungen, die mächtig oder überraschend genug sind, um das eine irre zu machen, und bey der anderen die Federn ihrer Kraft mindestens herab zu spannen?

So ist denn Jedem ohne Ausnahme bey der Entwickelung seiner Eigenthümlichkeit der Widerstreit gegeben von vorneherein; ein Widerstreit, der um so peinlicher sich herausstellt, je entschiedener das Streben, unsere Eigenthümlichkeit zu entwickeln, in uns ist, und der darum nicht aufhört peinlich zu seyn, weil wir richtig erkannt haben, wie Alles im Menschen nur durch das Ankämpfen gegen seinen Gegensatz Raum und Stärke gewinne, und wie wir diesem Gesetze unterworfen und zu einem solchen Ankämpfen berufen sind, bis an's Ende unserer Tage. Mag die selbstständige Energie des Geistes daher

auch den Widerspruch heute glücklich ausgleichen: sie wird morgen und jeden folgenden Tag einen neuen auszugleichen haben; und, auf sich allein gestützt, endlich ihre Kraft mehr oder minder dennoch erschöpft finden. Was aber, weil die innere Unsicherheit, darum das Peinliche dieses Widerstreites vermehrt, ist dieses, daß, ausgenommen die Bürgschaft, welche das sittliche Erkennen und das sittliche Handeln in sich selbst hat, Jeder, wenn er die Rechtfertigung seines Denkens, Empfindens und Handelns, allein sich selbst abverlangt, dafür auch sein einziger und alleiniger Bürge ist.

Weil nun diese innere Bürgschaft eine ungenügende: so sucht er eine andere von Außen. Und nur bey Gleichgesinnten und Gleichgestimmten kann er diese suchen nnd finden. Dort aber wird er sie am vollständigsten finden, wo das, was er ahnt, glaubt, wünscht, sucht; was er bisher aus innerer Unsicherheit fruchtlos zu erfassen und festzuhalten strebte, lebenskräftig als ein Wirkliches ihm entgegen tritt. Nichts aber ist natürlicher, als daß er sich durch die stärksten Bande der Neigung zu Denjenigen hingezogen fühle, bey welchen er die Bürgschaft und Gewährleistung für sein innerstes Selbst gefunden hat.

7.

Die hier zuletzt gegebene Erklärung über den Ursprung der Freundschaft, scheint ihre Bestätigung am auffallendsten darin zu finden, daß man die Gleichheit der Charaktere als das festeste Band der Freundschaft zu betrachten gewohnt ist. Allein es soll späterhin gezeigt werden, daß die Gleichheit der Charaktere die Freundschaft eben so wenig bedinge, als die Ungleichheit der Charaktere sie hindere oder aufhebe: ohne daß die Richtigkeit der gegebenen Erklärung dadurch im mindesten beeinträchtigt würde. In letzterer Beziehung mag hier Folgendes genügen.

Es ist einer der gewöhnlichsten, wie der wesentlichsten Fehler, die wir bey psychologischen Untersuchungen begehen, daß wir nur Dasjenige in Berechnung nehmen, was als ein bereits Ausgebildetes in uns oder Anderen vorhanden, oder wenigstens als ein entschieden in seiner Ausbildung Begriffenes herausgestellt ist. Denn außer jenen Bestandtheilen eines Charakters, die entweder bereits zu ihrer vollen Entwickelung gediehen, oder unverkennbar in der Entwickelung begriffen sind, streben noch andere neben diesen ihre Keime zu entfalten: und der Mensch gleicht in dieser Hinsicht einem Baume, an welchem neben den gereiften und

reifenden Früchten, sich immer neue Blüthen und Fruchtkeime hervordrängen, und sich auszubilden streben. Bey diesem Entwicklungsprozesse nun sucht er die Vereinigung mit einem zweyten Wesen seiner Art nicht ausschließend nach der Verwandtschaft des in ihm bereits vollkommen, oder wenigstens bis zu einem gewissen Grade der Reife Ausgebildetem: sondern weit öfter, und zwar bald mit mehr oder minder klarem Bewußtseyn, bald instinktmäßig, nach der Verwandtschaft mit denjenigen Keimen seiner Eigenthümlichkeit, die noch kaum entwickelt in ihm liegen, oder noch in den ersten Stadien ihrer Ausbildung begriffen sind. Als ein noch bestimmteres und fruchtbareres wird das Ergebniß dieser Ansicht sich ausweisen, wenn wir die einzelne Kraft oder Eigenschaft nicht nach der Abgeschlossenheit des allgemeinen Begriffes, sondern nach den tausend Modificationen in Berechnung nehmen, nach welchen sie streben kann, sich eigenthümlich zu gestalten. Denn vor Allem sind es diese, wodurch wir zu Anderen uns hingezogen finden, und weßwegen wir sie uns verwandt glauben.

8.

Die Freundschaft hat also eine dreyfache Quelle; einmahl, das Bedürfniß, die Unzulänglichkeit unsrer Kraft durch die Verbindung mit Anderen zu ergän-

zen; dann das dem Menschen so natürliche Bedürfniß Andere zu lieben, und von ihnen geliebt zu werden; und endlich das Bedürfniß durch die Verbindung mit Anderen für unsre äußeren Bestrebungen, so wie für die Entwicklung und Gestaltung unsers inneren Lebens, innerlich eine erhöhte Sicherheit und einen festen Halt zu gewinnen. Damit aber ist der Begriff der Freundschaft keineswegs vollendet, oder auch nur gegeben. Denn ein Individuum kann mir mit der lebhaftesten Zuneigung angehören, und von mir mit der gleichen Zuneigung umfaßt werden; ich kann durch die Verbindung mit demselben nicht nur in meinen äußeren Bestrebungen, sondern durch die Beachtung seiner Eigenthümlichkeit, seines Seyns und Thuns, in der Entwicklung der meinigen mich sehr wesentlich gefördert sehen: und dennoch kann meine Verbindung mit einem solchen Individuum durchaus nicht Freundschaft seyn. Damit einer Verbindung zwischen zwey Menschen der Nahme: Freundschaft, mit Recht zukomme, scheinen drey Dinge erforderlich zu seyn; erstens: daß jeder von ihnen klar und bestimmt erkannt habe, daß die feste und innige Verbindung mit dem Anderen eine den allgemeinen, wie den besonderen Forderungen, welche er an eine solche Verbindung macht, entsprechend sey; dann, daß er eben so bestimmt und klar erkenne, daß diese

Verbindung wechselseitig gleichgetheilte Rechte und Pflichten begründe; drittens endlich, daß er fest entschlossen sey, jene überall anzuerkennen und zu ehren, diese streng und gewissenhaft zu erfüllen. Einer Verbindung, bey welcher auch nur ein einziges dieser Erfordernisse fehlt, mag man jeden beliebigen Nahmen beylegen: den Nahmen einer wahren Freundschaft wird sie mir jedoch nie zu verdienen scheinen.

9.

Den Werth der Freundschaft hat Cicero so beredt geschildert, wie man es von dem größten Redner seiner Zeit erwarten darf. »Die Freundschaft unter edlen und tugendhaften Männern,« sagt er, »hat so große Vortheile, daß ich sie kaum aufzuzählen vermag. Denn lebt wohl derjenige, der nicht an der Brust eines liebenden Freundes ausruhen kann? Was kann angenehmer seyn, als einen Freund zu besitzen, mit dem du ohne Rückhalt, wie mit dir selbst sprechen kannst? Welche Befriedigung könnte dir dein Glück gewähren, wenn du niemanden hättest, der sich, wie du selbst darüber freute? und wie schwer würde dir nicht das Unglück zu ertragen seyn ohne einen Freund, der die Last desselben schwerer, als du selbst empfände?

Das Verlangen nach Theilnahme an uns bey der Freude, wie im Schmerz, ist allerdings einer von den stärksten Antrieben, die Freundschaft Anderer zu suchen, und diese Theilnahme selbst eine der edelsten und süßesten Früchte derselben. Es gibt durchaus keine recht heitere, frische Freude, die nicht der Mitfreude bedürfte. Leichter entbehrt der Schmerz das Mitgefühl Anderer, als die Freude; denn jener ist seiner Natur nach zur Verschlossenheit, diese zur Offenheit geneigt; jener kann durch das bloße Mitgefühl Anderer nicht gehoben werden: diese wird dadurch immer erhöht, oder mindestens lebendiger empfunden. Wenn es aber starke Seelen gibt, welche in ihrem Schmerz das Mitgefühl nicht zu bedürfen scheinen, oder seiner in der That nicht bedürfen, um sich aufrecht zu erhalten: so sind doch eben sie es, die am stärksten für den Werth desselben, und somit für den Werth der Freundschaft zeugen. Denn eben sie, wenn sie das Mitgefühl auch nicht suchen, oder es wohl auch ablehnen, sey es daß die Art, wie es ihnen gebothen wird, sie verletze, oder daß ihr Schmerz noch zu heftig oder zu scheu sey: — eben sie werden am tiefsten davon ergriffen, wenn sie es ächt und rein antreffen. Nur die leidenschaftlichste Heftigkeit, oder die völlige Erstarrung und Verknöcherung des Schmerzes schließt die Empfänglich-

keit für das Mitgefühl, und mit dieser auch für die Freundschaft aus.

10.

»Alle übrigen Dinge,« fährt Cicero fort, »wornach wir streben, nützen uns nur für einzelne Zwecke, und nur in einzelnen Fällen. Wir haben Reichthümer, um sie zu brauchen; Macht und Ansehen, um von Anderen geehrt zu werden; wir streben nach Ehrenstellen, um Lob und Beyfall zu gewinnen; nach Vergnügungen, um uns zu freuen; wir wünschen gesund zu seyn, um von Schmerzen frey zu bleiben, und fortwährend das Gefühl körperlichen Wohlseyns zu genießen. Die Freundschaft hingegen ist eine vielfältige Hülfsquelle; wo du dich hinwendest, ist sie bey der Hand; sie wird von keinem Orte ausgeschlossen; sie kommt nie zur Unzeit; sie ist nie lästig.« Wenn Cicero sich in dieser Stelle auch mehr rednerisch, als mit philosophischer Bestimmtheit ausgedrückt hat: so ist der Gedanke, welcher ihr zum Grunde liegt, darum nicht minder gehaltreich. Alle Güter, wornach wir streben, nützen uns nur nach einzelnen Beziehungen; die Freundschaft hingegen nützt, fördert, erfreut uns in jedem Lebensverhältniß: denn in jedem Lebensverhältniß verdoppelt sie die Summe unserer Kräfte; und ob Ge-

winn oder Verlust der Erfolg unserer Bestrebungen sey, immer ist sie, wie Cicero sich ausdrückt, bey der Hand, um uns den Genuß des einen zu erhöhen, und den Nachtheil des anderen mit uns zu theilen.

11.

»Unter den vielen Vortheilen, welche uns die Freundschaft gewährt,« fährt Cicero fort, »ist der höchste dieser, daß sie uns im Unglück überall die Aussicht in eine heitere Zukunft aufschließt, und unsre Seele weder schwach werden, noch unsern Muth sinken läßt. Denn wenn ich meinen Freund betrachte, so sehe ich gleichsam ein zweytes Ich vor mir. Ist ein Freund abwesend, so ersetzt ihn der andere; ist er reich, so läßt er es dem Andern an nichts fehlen; ist Einer schwach, so gibt der Andere ihm Stärke; und um noch mehr zu sagen, selbst der Todte lebt, da seine Freunde ihm eine so dauernde Achtung, eine so beständige Erinnerung, und eine so zärtliche Sehnsucht weihen. Der Tod des Einen erscheint dadurch glücklich; das Leben der Andern aber höchst ruhmwürdig.«

12.

Den höchsten und edelsten Vorzug der Freundschaft findet Cicero jedoch darin, daß sie, wie sie zunächst durch die Liebe zur Tugend erzeugt wird, diese Liebe auch fortwährend in uns nährt und befördert. Und wie sollte sie das nicht? Wenn die Liebe zur Tugend überall am lebendigsten und kräftigsten in uns angeregt wird, wo sie uns an Andern als ein Wirkliches, und gleichsam verkörpert entgegentritt: wie sollten wir sie durch Diejenigen nicht lieben lernen, die wir selbst innig lieben, und von denen wir eben so innig wiedergeliebt werden, und an welchen wir aus lebendiger Anschauung und durch die Erfahrung lernen, wie alle innerliche Sicherheit, aller ächte Muth, und alle unerschütterliche Geistes- und Gemüthsruhe von ihr allein ausgehe, und durch sie allein dauernd bestehen könne. Überdieß, welcher stärkere Antrieb zur Nacheiferung in der Tugend ließe sich denken, als die Liebe zu einem in ihr uns vorgeschrittenem Freunde: da wir nur durch ein gleich entschlossenes und kräftiges Streben nach unserer sittlichen Veredlung seiner werth seyn, und seiner Liebe uns versichern können; oder welchen mächtigeren Antrieb den Zurückgebliebenen zu sich hinaufzuheben, könnte der sittlich Vorausgeschrittene haben, als die Liebe des Freundes? Endlich, wenn es

wahr ist, daß die Gleichheit der Gesinnungen und Bestrebungen das stärkste Band der Freundschaft ist: wie sollte sich die Festigkeit dieses Bandes nicht vorzüglich in der Liebe zur Tugend bewähren, da die letztere allein unwandelbar, keinem Wechsel unterworfen, und immer sich selbst gleich ist; und wie sollten wir andererseits nicht zur feurigsten Liebe der Tugend entflammt werden, wenn wir klar erkennen, daß wir das reinste Glück des Lebens, das Glück der Freundschaft nur durch sie erringen, und durch sie allein es uns erhalten können?

13.

Wie wahr es aber auch seyn mag, daß es keinen stärkeren Antrieb zur Tugend gebe, als die Freundschaft, und daß wir durch keinen andern Beweggrund kräftiger und lebhafter angeregt werden, nach ihr zu streben, und in ihr zu beharren: so ist die Behauptung Cicero's, die er an die Spitze seiner ganzen Untersuchung gestellt hat, daß Freundschaft nur unter Tugendhaften bestehen könne, darum nicht minder eine unrichtige. Zwar, wenn man in seinen Gesichtspunkt tritt, und dabey erwägt, in welcher Zeit, unter welchen Unständen, und nach was für Erfahrungen er schrieb: so muß man sie gelten lassen. Staatsmänner können, als solche, nur Freunde

seyn, wenn sie beide tugendhaft sind. Denn wie könnte, bey dem so scharf bestimmten Ziel und Umfang ihrer Pflichten, eine Freundschaft zwischen ihnen bestehen, wenn diese Pflichten für den Einen die höchsten und heiligsten, dem Andern hingegen gleichgültig wären; wenn der Eine sie eben so strenge beachtete, als der Andere sie leichtsinnig oder gewaltthätig verletzte; und der Eine sein ganzes Streben darauf richtete, den Staat zu erhalten, der Andere aber ihn zu Grunde zu richten!

Betrachtet man aber jene Behauptung von einem allgemeineren, und zwar von dem psychologischen Standpunkt aus: so kann man sie nicht auf die gleiche Weise zugeben; wenigstens nicht so im Allgemeinen, wie Cicero sie hingestellt hat. Denn ihr widerspricht die Erfahrung, daß die höchste Treue und die aufopferndste Standhaftigkeit in der Freundschaft auch bey solchen Menschen gefunden werden, die man keineswegs tugendhafte nennen kann. Ja es fehlt sogar nicht an Beyspielen einer treuen Anhänglichkeit an den Freund selbst bey Menschen, deren Gesinnung sonst durchaus eine niedrige, und deren Leben durchaus ein wüstes und leidenschaftliches war; Beyspiele, die wohl zum Theile, aber nicht alle, aus Gewohnheit oder Eigensinn der Anhänglichkeit erklärt werden können.

14.

Allein selbst solche Beyspiele zeugen für die sittliche Natur der Freundschaft; und zwar nicht dadurch allein, daß sie beweisen, wie tief die Natur die Keime und das Bedürfniß des Wohlwollens in unsre Brust gesenkt hat: sondern noch auf eine andere Weise. Denn wo wir die Freundschaft immer ohne gediegnen sittlichen Werth antreffen, da treffen wir sie auch nie ohne wirkliche Verkehrtheit der sittlichen Begriffe; und können Liebe und Anhänglichkeit gleich auch dann noch vorhalten, wo jene Verkehrtheit oder Befangenheit der sittlichen Begriffe aufhört: so schwindet mit ihr doch wenigstens die Achtung für den Freund dahin; wodurch der Freundschaft eben ihre festeste Grundlage entzogen wird. Ja selbst die Neigung kann bey Demjenigen, der zu einer richtigeren Erkenntniß seiner selbst gelangt ist, nur so lange, und nur in so ferne vorhalten, als der Freund, für den er sie empfindet, noch in seinem früheren Irrthume befangen ist, oder sich ebenfalls davon losgerungen hat.

Indem nun jeder Irrthum des sittlichen Erkennens den Keim seiner Zerstörung in sich trägt, der sich nothwendig entwickeln muß, wenn der Prozeß dieser Entwicklung sich auch nicht in jedem einzelnen Falle vollständig vor unsern Augen abschließt: so

folgt daraus klar, daß die Freundschaft nur in einem richtigen sittlichen Erkennen eine feste Grundlage finde; jene Freundschaft aber die edelste und vollkommenste sey, der ein bis zu solchem Grade der Klarheit gereiftes Erkennen zum Grunde liegt, daß das sittliche Handeln damit von selbst zusammenfällt.

15.

Es gibt wenig Menschen, welche nicht einen Freund besäßen oder zu besitzen glaubten; gewiß aber noch weit wenigere, die sich durch ein solches Verhältniß befriedigt fänden. Dann klagen sie entweder das Schicksal an, das ihnen nicht gegönnt habe, den Freund, wie sie ihn gewünscht und bedurft hätten, zu finden; oder den Freund, daß er ihre Erwartungen getäuscht habe. Nie sich selbst. Eh' sie aber über ihre getäuschten Erwartungen auf solche Weise das Schicksal oder den Freund anklagen, sollten sie fragen: ob nicht *sie selbst* daran schuld sind, wenn sie keine so ergebnen und zuverläßigen Freunde gefunden haben, wie sie wünschten, und nicht in dem Grade von ihnen geliebt werden, wie sie es erwarteten. Ehe sie klagen, daß sie keinen Freund haben, sollten sie immer zuerst fragen: ob sie einen Freund verdienen? Denn auch in der Freundschaft, wie in den übrigen menschlichen Dingen, ist der Zwiespalt

zwischen Glück und Verdienst bey weitem kein so allgemeiner, oder auch nur ein so gewöhnlicher, als wir es überhaupt hin anzunehmen geneigt sind; und auch hier vermissen wir das Glück häufig nur darum, weil wir es nicht verstanden haben, es herbeyzuziehen oder festzuhalten.

Wenn nun in den folgenden Abschnitten, bevor von der Wahl der Freunde die Rede ist, vorläufig, wie man es bey jeder Wahl zu machen pflegt, diejenigen ausgeschieden werden, welche durchaus nicht geeignet sind, gewählt zu werden: so ist es klar, daß, weil in der Freundschaft Alles beyde Theile zugleich berührt, wir dabey nicht bloß zu fragen haben, in wie fern Andere: sondern ob nicht wir selbst außer die Wahl fallen; das heißt: ob nicht in uns selbst solche Mängel und Fehler vorhanden sind, die uns wenig geeignet machen, unserer Freundschaft für Andere Werth zu geben, oder die ihrige zu verdienen.

16.

Wie es nun bey jedem Streben die erste Bedingung seines Gelingens ist, daß wir dasjenige, wornach wir streben, und die Mittel, wodurch es erreicht wird, mit voller Klarheit erkannt haben: so auch bey dem Streben nach dem Glücke der Freundschaft.

Denn wie können wir mit Erfolg nach dem Glücke der Freundschaft streben, ohne das Wesen und den Werth derselben richtig erkannt zu haben? oder wie können wir ihre Pflichten erfüllen, oder vermeiden, wodurch Freundschaften erschüttert und aufgelöst werden, ohne uns darüber bestimmte Begriffe gebildet zu haben. Wenn klare Einsicht hierüber uns auch den glücklichen Erfolg nicht sichern, und uns eben so wenig vor jedem Irrthum, als vor feindseligen Einwirkungen des Zufalls bewahren kann: so wird sie uns doch darum nicht minder zu einer sicheren Führerin dienen, um jene Mißgriffe zu vermeiden, welche der Mangel einer solchen Einsicht am häufigsten zu veranlassen pflegt.

Unklarheit des Verstandes ist gewiß eine von den vorzüglichsten Ursachen, warum die ächte Freundschaft so selten ist. Inzwischen darf man von einer gewissen Unklarheit des Verstandes, und weil Jemands Vorstellungen mehr lebhaft und rasch wechselnd, als gediegen und wohlgeordnet sind, nicht sogleich unbedingt schließen, daß er zur Freundschaft nicht geeignet sey. Denn diese hängt einmahl nicht vom Verstand allein ab, und wenigstens jene Vorstellungen, von welchen sie zunächst abhängt, können, wenn auch nicht zu vollster Klarheit des Erkennens gediehen, doch in hinreichender Bestimmtheit vorhanden seyn. Was überdieß von aller sittlichen Er-

kenntniß gilt, daß ihre wesentlichsten Momente durchaus höchst einfach sind, gilt auch von den die Freundschaft betreffenden. — Hingegen gibt es allerdings eine Flachheit des Geistes, die, wie zu allem Tüchtigen, so auch zur Freundschaft durchaus untauglich ist.

Übrigens gelangen wir zu einer hinreichenden Einsicht über das Wesen und die Pflichten der Freundschaft durch die nämlichen Mittel, durch welche die Kenntniß unserer moralischen Natur überhaupt entwickelt und gefördert wird: durch eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken; und durch die Benützung der Beobachtungen und Erfahrungen Anderer. Das zu erwähnen würde nicht der Mühe lohnen; wenn es nicht nöthig wäre, daran zu erinnern, daß wir hier aus meistens sehr unzureichender Kenntniß der besonderen Umstände unsern Beobachtungen, und aus Befangenheit unsern Erfahrungen, leicht eine zu allgemeine Geltung und eine allzu unbedingte Zuverläßigkeit beylegen, wenn wir gegen einen solchen Mißgriff nicht insbesondere auf der Huth sind.

17.

Wie wir ohne eine hinreichend klare Erkenntniß des Wesens und der Pflichten der Freundschaft, eben

so wenig geeignet sind Freunde zu seyn, als Freunde zu erwerben; so auch nicht ohne hinreichende Entschiedenheit und Festigkeit des Charakters. Der Charakterlose kann weder einen Freund besitzen, noch Jemands Freund seyn. Die Freundschaft kann nicht ohne Vertrauen bestehen: wer aber kann dem Charakterlosen vertrauen? sie gründet sich auf ein inniges, beharrliches Wohlwollen: und welche Tugend ist dem Charakterlosen fremder, als Beharrlichkeit?

Und dennoch sind es eben die charakterlosen Menschen, die gewöhnlich am meisten darüber klagen, daß sie keine zuverläßigen Freunde gefunden haben, und daß Andere den Werth ihrer Freundschaft nicht zu würdigen gewußt hätten. Sie rechnen nämlich ihren Freunden ihre Wallungen an; und zwar zu einem sehr hohen Preise: weil sie eben nicht begreifen, daß Wallungen bey mangelnder Charakterfestigkeit einen sehr geringen Werth haben. Sie bedenken nicht, daß sie meistens mehr heischen, und mitunter auch wohl nehmen, als geben; eben so oft verletzen, als wohlthun; und daß für Alles, was ja noch an ihnen ist, und was sie dem Freunde zu biethen haben, dieser in ihrer Charakterlosigkeit durchaus keine sichere Bürgschaft findet.

Hingegen ist Charakterfestigkeit an sich selbst schon eine Bürgschaft, wenn auch nicht unbedingt für den

sittlichen Gehalt, doch für die Beharrlichkeit der Zuneigung in der Freundschaft. Denn sie selbst ist ja Beharrlichkeit; und die Entschiedenheit des Charakters, auf der sie beruht, gibt überall auch der Freundschaft eine entschiedne, und darum eine feste und sichere Grundlage.

18.

Wenn sich jener Behauptung des Cicero, daß Freundschaft nur unter Tugendhaften bestehen könne, aus dem psychologischen Gesichtspunkte auch nicht unbedingt beypflichten läßt; und wenn es selbst keine einzige Leidenschaft gibt, welche den Sinn für Freundschaft, und die Zuverläßigkeit darin unbedingt ausschlöße: so sind doch Menschen, die von was immer für einer entschiednen und starken Leidenschaft beherrscht werden, im Allgemeinen nur selten zur Freundschaft geeignet; und Fälle, wo sich Treue, Beharrlichkeit und Zuverläßigkeit in der Freundschaft neben einer mächtigen Leidenschaft behaupten, werden immer zu den Ausnahmen gezählt werden müssen. Nur bey einem seltnen Grade von Charakterfestigkeit, nur bey dem lebendigsten Sinne für Freundschaft, und bey den klarsten und bestimmtesten Begriffen von ihrem Werth und von der Unverletzlichkeit ihrer Pflichten; endlich,

nur dort, wo die Hingebung an die Leidenschaft nicht aus einer unbedingten Schwäche der Willenskraft hervorgeht, ist ein solches Nebeneinanderbestehen von Leidenschaft und Freundestreue denkbar. Und auch dann wird in jedem Fall, wo die Pflichten der letzteren mit den ungestümen Forderungen der ersteren in einen Widerstreit gerathen, der Sieg des Pflichtgefühls über die Leidenschaft noch immerfort sehr zweifelhaft bleiben.

Unter den verschiednen Leidenschaften ist der vollkommen ausgebildete Geiz gewiß am seltensten mit dem Sinne für Freundschaft vereiniget anzutreffen. Nicht darum, weil er, wie man gewöhnlich meint, die selbstsüchtigste aller Leidenschaften ist — die Wollust ist gewiß selbstsüchtiger —: sondern weil er die beschränkteste, befangenste und abgeschlossenste ist; weil der Geizige des Freundes am wenigsten bedarf; und weil der Geiz am schwersten mit jener Erhebung der Seele vereinbar ist, ohne welche ein lebendiger Sinn für Freundschaft, und eine entschiedne Achtung für ihre Pflichten, sich nicht denken läßt. Dennoch fehlt es nicht gänzlich an Beyspielen von Geitzigen, die der Freundschaft ihren Geiz zum Opfer gebracht. Nur vom veralteten, verknöcherten Geiz ist mir weder ein solches Beyspiel bekannt; noch glaube ich, daß es überhaupt leicht anzutreffen sey.

Am leichtesten scheint das Gefühl für Freundschaft mit dem leidenschaftlichen Ehrgeize vereinbar zu seyn; vorzüglich mit jenem, der auf ein großes und edles Ziel gerichtet, und daher nie ohne Hoheit der Gesinnung ist. Auch bringt ein Ehrgeiziger dieser Art, sey sein Ehrgeiz auch wirklich Leidenschaft, der Freundschaft ein Opfer schon darum leichter, weil er in sich die Kraft fühlt, das Aufgegebene, oder einen Ersatz dafür seinen Gegnern, oder dem Schicksal, immer wieder aufs neue abzuringen.

Die Wollust ist von allen Leidenschaften die rücksichtsloseste und selbstsüchtigste. Der Wollüstige kann der Freundschaft Opfer, selbst große Opfer bringen; nur eines nicht — seine Wollust. Er kann Freund; nie aber kann er ein zuverläßiger Freund seyn. Und dennoch gibt es einen Grad von Verbitterung des Hasses, bey welchem in einem Collisionsfall der Sieg der Freundschafe noch zweifelhafter ist, als bey jeder der erwähnten Leidenschaften. Einen solchen Haß der Freundschaft aufzuopfern, ist vielleicht das schwerste Opfer, welches die Freundschaft bringen und verlangen kann.

19.

Wenn Menschen, die von einer einzigen Leidenschaft beherrscht werden, im Allgemeinen nur sel-

ten zur Freundschaft geeignet sind: so werden es Diejenigen noch weit weniger seyn, deren ganzes Wesen und Charakter leidenschaftlich ist; die darum, so zu sagen, alle Leidenschaften, oder doch den Samen zu allen Leidenschaften in sich tragen; und die in allem ihrem Thun und Streben mehr von dem Einfluß ihrer leicht aufgeregten Phantasie und den raschen Aufwallungen ihres Gefühls, als von festen Grundsätzen der Vernunft, und von besonnenen Ansichten des Verstandes geleitet werden. Empfänglich sind Menschen dieser Art für Freundschaft gewöhnlich in einem hohen Grade, wie sie für alle Eindrücke leicht empfänglich sind: und diese Empfänglichkeit verwechseln sie gewöhnlich mit dem tieferen Gefühl für Freundschaft. Darum legen sie den höchsten Werth auf ihre Freundschaft; sie glauben an die der besten und ausgezeichnetsten Menschen die gerechtesten und unbestreitbarsten Ansprüche zu haben, und halten niemand für würdiger, das höchste Glück der Freundschaft zu genießen, als sich selbst. Auch ist beym Beginn jeder neuen Freundschaft, die sie schließen, niemand eifriger, unermüdlicher, und unerschöpflicher in Betheurungen der wärmsten, innigsten Zuneigung, in Verheißungen der unverbrüchlichsten Anhänglichkeit, und im Anbiethen von Dienstleistungen und Gefälligkeiten. In der That aber verschwindet diese Wärme und verdampft diese Gluth

bey niemand leichter, als bey diesen Heroen der Freundschaft. Denn da bey ihnen leicht jeder fremdartige oder feindselige Eindruck zur Höhe ihrer Empfindung für den Freund, oder auch über diese hinaus anschwillt; da die Federn ihrer Gefühle überall sich schnell abspannen, und jede neue Aufregung, selbst die unangenehme und feindselige, ihnen schon darum willkommen ist, weil sie die herabgespannten Federn wieder anzieht: so vergißt niemand leichter, als sie, die dem Freund gelobte, oder von ihm empfangene Liebe; niemand löst die Bande der Freundschaft, die für die Ewigkeit dauern sollten, gleichgültiger; oder verwandelt wohl auch gelegenheitlich rascher die frühere Zuneigung in glühenden Haß und in die feindseligste Erbitterung.

20.

Und nicht die ganz verworrene, ganz haltungslose, jedem Eindruck sich hingebende Leidenschaftlichkeit allein verspricht wenig Zuverläßigkeit für die Freundschaft: diese wird überall zweifelhaft, wo ein auffallendes Mißverhältniß von Phantasie und Gefühl, gegen die höheren Seelenvermögen Statt findet.

Hier könnte Jemand fragen: ob denn, da Liebe und Wohlwollen die Seele der Freundschaft sind, diese nicht ihren natürlichsten und gedeihlichsten Bo-

den im Gefühl finde? und ob die Begeisterung, die bey sittlichen Neigungen überall, und darum auch in der Freundschaft das Höchste sey, nicht eben in diesem Boden ihre tiefsten Wurzeln schlage, und aus ihnen die reinsten und edelsten Blüthen erziehe? Ich weiß darauf nur eine Antwort: daß die Begeisterung nämlich überall nur taube Blüthen erzeugt, wo sie aus dem weichen Boden des Gefühls allein aufsproßt, ohne in der Klarheit des Erkennens eine feste Wurzel zu haben; und daß selbst nur jene Begeisterung für eine ächte zuhalten, und dieses Namens werth ist, die, was sie mit der höchsten Innigkeit des Gefühls umfaßt, zugleich mit der höchsten Klarheit und Sicherheit des Verstandes, als ein würdiges Ziel ihres Strebens erkannt hat. —

Man könnte sagen, zur ächten Freundschaft bedürfe es, wie zu einem trefflichen Gedicht, eben so gut der Besonnenheit, als der Begeisterung, und daß die glückliche Mischung von Beyden, bey der einen eben so selten angetroffen werde, als sie bey dem Dichter zusammentrifft.

21.

Da die Freundschaft sich überall auf Liebe und Wohlwollen gründet; so ist es klar, daß der Selbstsüchtige weder Freund seyn, noch die Freundschaft

Anderer verdienen kann; da er niemanden, außer sich selbst zu lieben im Stande ist. Auch wird die entschiedene und mit Entschiedenheit sich aussprechende Selbstsucht in dieser Hinsicht nicht leicht jemanden täuschen. Nicht leicht wird Jemand so thöricht seyn, Denjenigen zu lieben, von dem er, seiner Selbstsucht wegen, nicht erwarten darf, wieder geliebt zu werden; oder so eitel, sich zu überreden, er allein werde von Demjenigen geliebt werden, der allen Andern die Beweise ihrer Liebe und ihres Wohlwollens mit Undank oder mit Gleichgültigkeit vergolten hat.

Wenn die Selbstsucht in der Freundschaft uns täuscht: so geschieht das in zwey Fällen; einmahl, wenn sie sich verbirgt, und dann, wenn sie — sich selbst täuscht.

Im ersten Fall ist sie sich immer deutlich ihres Zweckes zu täuschen, wenn auch nicht immer mit voller Deutlichkeit der Schändlichkeit ihres Verfahrens bewußt. Sie ist also dann selbstbewußte Heucheley; und darum desto abscheulicher. Mit einem höheren Grade geistiger Bildung, Gewandtheit und Besonnenheit verbunden, ist sie mehr zu scheuen, als Gift und Schlange. Auch geht sie dann immer so weit, als sie kann, und es ihr Vortheil fordert; unbedenklich bis zum Verrath, und zu jeder Verruchtheit. Man würde sich inzwischen irren, wenn

man glaubte, sie werde nur mit außerordentlichen Talenten, und darum nur sehr selten angetroffen. Die schlechten Neigungen unserer Natur wissen immer mit sehr Wenigem hauszuhalten, wie giftige Amphibien bey sehr weniger Nahrung ihr Leben fristen. Es gibt kalte und dabey sehr beschränkte Menschen, die ihrer Selbstsucht und Lieblosigkeit sich sehr wohl bewußt sind, und die den ganzen Aufwand ihrer Heucheley mit einigen trockenen Versicherungen ihrer Treue, Redlichkeit und Ergebenheit, und mit ein wenig Anschein von schlichter Unbefangenheit bestreiten. Sie scheinen uns oft darum selbst nur um desto zuverläßiger zu seyn; und wir begnügen uns mit den trockenen Äußerungen ihres Wohlwollens um so leichter: da wir glauben, keine lebhafteren von ihnen erwarten zu dürfen.

22.

Jene Selbstsucht, welche sich selbst täuscht, ist darum, weil sie sich selbst täuscht — und sehr oft täuscht sie sich nur mit halbem Bewußtseyn ihrer Falschheit — nicht weniger Selbstsucht, und behält darum ihren eigenthümlichen Charakter mit nicht weniger Entschiedenheit. Sie überredet sich den Freund uneigennützig zu lieben; aber sie liebt ihn in der That nur in so fern, als ihr Vortheil mit

ihrer Liebe Hand in Hand geht. Das Schlimmste dabey ist, daß sie, weil sie sich entweder ganz, oder nach einem Bruchtheil, über ihre Liebe zu dem Freund, als eine ächte, täuscht, darum keck und zuversichtlich die Rechte einer solchen Zuneigung in Anspruch nimmt; und dem Freund jedes Opfer zumuthet, weil sie sich leicht überredet, ihm jedes Opfer bringen zu können. Wie man jene erstere Art von Selbstsucht meistens nur bey kalten, ihren Vortheil mit schlauer Besonnenheit berechnenden Menschen antrifft: so sind es die warmblütigen, unstäten und verworrenen, welche über ihre Selbstsucht am leichtesten und häufigsten, wie Andere, so sich selbst täuschen.

Übrigens ist diese Selbstsucht für den unbefangenen Beobachter nichts weniger, als schwer zu erkennen. Sie verräth sich oft sehr unzweydeutig in Kleinigkeiten. Denn vor vielen anderen Fehlern ist es eben die Selbstsucht, die sich überall, auch in Kleinigkeiten, mit Entschiedenheit herausstellt.

23.

Wenn das Sprüchwort sagt: der Stolze habe keinen Freund, oder: er habe gegen einen Freund immer hundert Feinde; so unterscheidet es hier eben so wenig zwischen Stolz

und Hochmuth, als der gewöhnliche Sprachgebrauch. Der Stolze kann sehr wohl Freunde haben; denn der Stolz verträgt sich mit der Achtung, wie mit der Liebe für Andere; ja es gibt einen edlen Stolz, der, wie er es sorgfältig vermeidet, die Achtung, auf welche er durch wesentliche Vorzüge gerechte Ansprüche erworben hat, von Anderen sich schmälern zu lassen, von nichts weiter entfernt ist, als den begründeten Ansprüchen Anderer in dieser Hinsicht nahe zu treten, und der daher eher als eine Bürgschaft, denn als ein Hinderniß der Freundschaft angesehen werden kann. Denn einmahl verbürgt die Beharrlichkeit in den Vorzügen, um derentwillen er sich für werth hält, von Andern geachtet zu werden, und derentwegen wir selbst ihn unserer Freundschaft werth finden, auf einen gewissen Grund mindestens die Beharrlichkeit seiner Zuneigung; und dann setzt ein solcher Stolz ein sicheres und bestimmtes Erkennen der Natur und des Werthes jener Vorzüge voraus, auf die er sich gründet, und die er darum an Andern zu achten geneigt ist, wie er sie an sich selbst achtet. Das gilt natürlich nur von jenem Stolze, der sich auf wesentliche und erworbene geistige und sittliche Vorzüge gründet, und der von edlem Selbstgefühl fast nur dem Namen nach unterschieden ist. Der Stolz auf zufällige und unverdiente Vorzüge kann Andere weit leichter abschrecken,

sich um unsere Freundschaft zu bewerben, als sie dazu anzulocken; allein auch dieses nur dann, wenn er sich auf eine unbescheidene Weise äußert, und dabey wesentlicherer Vorzüge ermangelt, wo dann allerdings für Andere wenig Grund übrig bleibt, auf eine solche Freundschaft vielen Werth zu legen.

24.

Ganz anders verhält es sich mit dem Hochmuth. Dieser schätzt und überschätzt nicht bloß seine wirklichen oder eingebildeten Vorzüge: er schätzt die Anderer im Vergleich mit den seinigen gering, und sucht sie, wenn es angeht, herab zu setzen. Er verdient also eben so wenige Freunde, als er sie haben kann: da die Freundschaft sich überall auf eine unbefangene und willige Anerkennung der Vorzüge des Freundes gründet. Wenn schon der Stolz, oder auch nur ein lebhaft sich aussprechendes Selbstgefühl, sey es auch ein gerechtes und wohlbegründetes, Andere häufig abschreckt, sich um unsere Freundschaft zu bewerben, oder uns die ihrige zu schenken: wie sollte sie die Anmaßung und den Übermuth des Hochmüthigen nicht zurück schrecken?

Der Hochmüthige, der seinen Charakter offen darlegt, wird daher sicher Niemanden nach seiner Freundschaft lüstern machen. Und wenn er seine

Anmaßung hinter der Maske gleißender Bescheidenheit verbürgt: so wird er niemand, oder doch nur Wenige, sicher aber Niemand mehr täuschen, als sich selbst. Denn der Hochmuth ist vor Anderm einer von den Fehlern, welche die erborgte Maske nie so geschickt vorzubinden wissen, daß ihre häßliche Fratze nicht deutlich erkennbar durchblickte.

Am schiefsten und lächerlichsten wird die Stellung des Hochmuthes zur Freundschaft, wenn seine Anmaßung bey bloß eingebildeten Vorzügen einerseits bis zur Geckerey geht, und andererseits ihm dennoch ein dunkles Gefühl seiner Unzulänglichkeit und Engherzigkeit, und vielleicht selbst seiner Falschheit beywohnt. Dann gleißt er recht mit innerlichem Behagen, und ist bey seiner Bewerbung um die Freundschaft aller Welt, unermüdlich in den Versicherungen seiner wohlwollenden Gesinnungen. Höchst possierlich ist es dabey, wenn der geckenhafte Hochmuth im Widerstreit mit der erheuchelten Bescheidenheit, einen Freund dieser Art antreibt, sich wieder aufzustrecken, wenn er sich eben erst in sich zusammengezogen. Am unermüdlichsten aber ist der hochmüthige Geck in diesem falschen Spiele immer dann, wenn er zugleich ein boshafter Geck ist, und dabey eben so sehr die Befriedigung seiner Bosheit sucht, als die Befriedigung seiner abgeschmackten Eitelkeit.

25.

Wenn man frägt: ob die Eitelkeit den Sinn für Freundschaft ausschließe, so läßt sich die Frage eben so gut verneinen, als bejahen.

Man hat die Eitelkeit den Stolz kleiner Seelen genannt. Das ist falsch. Die ausgezeichnetsten Menschen sind eitel gewesen. Man nimmt an, die Ansprüche der Eitelkeit auf das Lob und die Bewunderung Anderer gründeten sich immer auf zufällige, unwesentliche und unbedeutende Vorzüge. Auch das ist falsch. Das Verdienst des großen Dichters ist gewiß kein unbedeutendes; und schwerlich hat es noch einen Dichter, selbst einen großen gegeben, der ohne Eitelkeit gewesen wäre.

Bey der Eitelkeit kömmt überhaupt weniger der bedeutende oder unbedeutende Vorzug, der sie erzeugt, als die Befangenheit des Eitlen in einem ungemessenen Wohlgefallen an diesem einen, von ihm besessenen Vorzug in Betrachtung. Für jeden Vorzug, selbst für den wesentlichsten, gibt es ein bestimmtes Maß seines Werthes, und somit auch ein bestimmtes Maß für das vernünftige Wohlgefallen an diesem Werthe. Dieses Maß nun ist es, welches die Eitelkeit verkennt. Darum wird sie es nicht müde, sich in dem täuschenden Spiegel zu besehen.

Wo die Eitelkeit bis zur Geckerey geht; da wird diese Selbstbespiegelung zur Selbstanbethung.

Wo also die Befangenheit der Eitelkeit in der Schätzung irgend eines Vorzuges nur eine partielle ist: da muß sie nicht nothwendig ein Beweis von einem schwachen und kleinlichen Geiste seyn. Wohl aber kann sie mit Recht dafür gelten, wenn sie ganz unbedeutenden Vorzügen einen ungemessenen Werth beylegt, und wesentlichere weder besitzt, noch zu erringen strebt, noch sie überhaupt auch nur richtig zu schätzen weiß. In diesem Fall ist dann auch der Sinn für Freundschaft mit ihr unverträglich; da sie die hohe Bedeutung derselben eben so wenig, als die eines anderen sittlichen Vorzuges zu begreifen vermag.

26.

Da es keine Freundschaft ohne Liebe, und keine Liebe ohne Vertrauen geben kann: so kann der Mißtrauische durchaus nicht zur Freundschaft geeignet seyn. Und das nicht darum allein, weil er den Beweisen von Liebe und Wohlwollen, die der Freund ihm gibt, keinen Glauben schenken kann; sondern weil er überhaupt den sittlichen Vorzügen, um derentwillen er den Freund lieben müßte, nicht zu vertrauen, und daher ihn auch nicht mit voller In-

nigkeit zu lieben vermag. Überdieß ist der Mißtrauische jederzeit schwachen Geistes, und daher für das Große und Herrliche der Freundschaft schon darum unempfänglich.

Übrigens muß man zwischen jener Imbecilität des Verstandes, welche die Gründe für Vertrauen und Mißtrauen durchaus nicht scharf aufzugreifen versteht, und jener Umsicht des Geistes unterscheiden, die nicht ohne zureichende Gründe, und nie *unbedingt* vertraut: weil es, aus dem psychologischen Gesichtspunkte, für nichts im Menschen eine *unbedingte* Gewährleistung gibt, und Alles in ihm einem *möglichen* Wechsel und einer *möglichen* Verderbniß unterworfen ist. Die Scheidelinie zwischen einer solchen Umsicht, der man durchaus nicht den Namen des Mißtrauens geben darf, und zwischen dem wirklichen Mißtrauen läßt sich dabey mit der vollkommensten Bestimmtheit ziehen. Jene faßt die Möglichkeit der Täuschung nur im Problem in's Auge; dieses scheut die letztere nicht als eine bloß mögliche: sondern, wenn auch nicht geradezu als eine wahrscheinliche, doch als Etwas, das sehr leicht sich treffen könne; jene bleibt sich der Gründe des Vertrauens klar und scharf bewußt: dieses weiß diese Gründe mit Entschiedenheit weder zu erfassen, noch festzuhalten; jenes, mit einem Worte, bleibt stets unbefangen: dieses im Gegentheil ist stets be-

fangen. Übrigens läßt sich nicht läugnen, daß es kein gewöhnliches Maß von Einsicht, Takt, Schärfe des Verstandes und Unbefangenheit des Urtheils bedürfe, wenn jenes problematische Mißtrauen, nicht im Allgemeinen, oder doch bey einzelnen Veranlassungen, in ein wirkliches übergehen soll.

27.

Jene allzureizbare Empfänglichkeit für unangenehme Eindrücke, die man als Empfindlichkeit bezeichnet, eignet sich schon darum nicht zur Freundschaft, weil es sich selbst bey der größten Innigkeit, bey dem aufrichtigsten Wohlwollen, und bey der sorgfältigsten Beachtung des Zartgefühls treffen kann, daß wir den Freund aus einem Irrthum oder durch einen zufälligen Mißgriff verletzen: oder daß wir durch die Lage der Umstände gezwungen werden, ihm da wehe zu thun, wo wir eifrig wünschten, das Gegentheil thun zu können. Wenn nun hier die Wunde, die der Freund uns gegen seinen Willen beygebracht hat, dauernd nachschwärt: so wird ihr Gift, immer weiter fressend, nach und nach auch die edelsten Lebenstheile der Freundschaft angreifen, und ihr zuletzt unfehlbar den Tod bringen.

Übrigens muß man dreyerley Arten von Em-

pfindlichkeit unterscheiden. Zuerst jene, welche die Folge einer angebornen Reizbarkeit oder eines krankhaften Zustandes des Körpers ist. Wie sich diese oft bey den edelsten Eigenschaften des Geistes, wie des Herzens, und bey einer gediegenen Empfänglichkeit für Freundschaft findet: so verdient sie von Seite des Freundes nicht nur die möglichste Schonung: sondern sie kann durch diese, wenigstens in Beziehung auf den Freund selbst, meistens glücklich geheilt werden. Es ist also kein Grund vorhanden, die Freundschaft solcher Menschen zu fliehen; und die Frage dabey ist nur: ob wir selbst Edelmuth, Milde, und Mäßigung genug besitzen, um solche Unglückliche — denn das sind sie fast immer — erleichtern zu wollen, und ob der Preis, um welchen wir ihr Vertrauen und ihre Freundschaft erkaufen sollen, unserer Selbstsucht nicht zu hoch scheint. Gerade unter diesen Unglücklichen findet man Viele, deren Gemüthsverstimmung durch nichts kräftiger zu heilen wäre, als durch einen redlichen, liebenden Freund; und die, weil sie einen solchen nicht finden, und niemand mit ihren unwillkürlichen Schwächen Schonung hat, und sich mit sanfter Hand sie zu heilen bemüht, immer tiefer in einen trüben Unmuth versinken, der, indem er ihre Empfindlichkeit fortwährend steigert, sie zuletzt in der That für alle

Empfindungen des Wohlwollens unempfänglich macht.

Anders verhält es sich mit jener Empfindlichkeit, die ihren Grund in einer ungemessenen Eitelkeit hat. Diese ist immer eine Krankheit schwacher und kleinlicher Geister, und verdient eben so wenig einen Freund, als sie ihn zu finden, oder, wenn sie ihn ja findet, ihn zu erhalten versteht.

Eine dritte Art von Empfindlichkeit ist diejenige, welche sich in Folge wiederholter, sehr schmerzlicher, oder an sich unbedeutender, aber endlos fortgesetzter Kränkungen erzeugt hat, und die Denjenigen, bey welchen sie sich findet, so zu sagen aufgedrungen worden ist. Über diese Art von Empfindlichkeit läßt sich in Beziehung auf Freundschaft im Allgemeinen wenig sagen: da die Formen, in welchen sie erscheint, zu verschieden sind. Die allgemeinen Nachtheile der Empfindlichkeit finden auch hier Statt; und was das Übel verschlimmert, ist, daß diese Empfindlichkeit aus habituell gewordener Befangenheit jede Kränkung leicht und eigensinnig auf das bezieht, was sich bey ihr als der kranke Punkt herausgestellt hat.

28.

Wenn Menschen von allzugroßer Empfindlichkeit eben nicht die wünschenswerthesten Freunde sind: so

gilt das von jenen, welchen eine gewisse Derbheit der Gesinnung und der Empfindung eigen ist, fast noch mehr. Daß diese mit einer treuen, tüchtigen Gesinnung, mit der festesten, probehaltigsten Zuverläßigkeit des Charakters und mit der innigsten Liebe für den Freund verbunden seyn könne, muß zugegeben werden; besonders bey gutartigen, aber etwas rohen Jünglingen, bey welchen jene Derbheit oft nur Tölpeley der Flegeljahre ist, und mit diesen ihr Ende erreicht. Wo sie sich jedoch bis in's männliche Alter hinein conservirt hat, wird man immer gut thun, sich mit ihr ein wenig vorzusehen, und von voneherein festzustellen, wie viel man allenfalls davon mit in den Kauf nehmen wolle; um so mehr, da sie gewöhnlich mit einem gewissen Behagen an sich selbst behaftet, im Vertrauen auf die Rechte der Freundschaft, dem Freunde gegenüber, diesem Behagen sich gerne rücksichtsloser überläßt, als demselben gelegenheitlich erfreulich seyn könnte.

Was aber die sogenannten Naturmenschen betrifft, die ein gar treues Korn sind, und es gewiß unendlich gut meinen, und dabey gar nicht anders seyn können, als ehrlich, offen und »gerade heraus:« so mag es mit ihrer Freundschaft, auf seine eigene Gefahr, versuchen, wer dazu Lust hat.

29.

Das allein gedeiht in uns, und durch uns, was wir mit freyer, unbefangener Seele, mit frischem Muth, mit heiterem Vertrauen und heiterer Lebenslust erfassen: und so bedürfen wir dieser Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele auch in der Freundschaft, wenn wir mit ganzem Herzen Freunde seyn, und das Glück, Freunde zu besitzen, in vollem Maße, und unverkümmert, genießen wollen. Was daher immer jene Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele herabstimmt oder aufhebt: das vermindert auch unsere Empfänglichkeit für die Freundschaft, und macht uns weniger geschickt, Freunde zu verdienen, und uns ihrer zu freuen. Von allen Beweggründen, die uns bestimmen sollten, jeder Art von Unmuth und innerer Zerfallenheit kräftig entgegen zu streben, ist dieser gewiß keiner der letzten und unbedeutendsten.

Inzwischen darf die Entzweyung mit dem Leben, selbst wenn sie bis zur unheilbaren Zerfallenheit ginge, nicht als zureichender Grund für das harte Verdammungsurtheil gelten, das Jemand keinen Freund verdiene. Um ein solches Urtheil zu fällen, müßten wir zuerst wissen, ob die innere Entzweyung dem Entzweyten nicht vom Leben aufgedrungen worden sey, und wie viel, wie ernstlich er dagegen

angekämpft habe. Denn der besonnene Psycholog wird es nicht läugnen dürfen, daß es zwischen der innern Naturanlage und den äußeren Lebensverhältnissen einen so schroffen Widerspruch geben könne, daß die Philosophie, die viel, aber nicht Alles auszugleichen vermag, ihn nur erfolglos zu lösen versuche. Überdieß kann selbst mit der entschiedensten inneren Entzweyung ein so festes und sicheres Erkennen der sittlichen Pflichten der Freundschaft, und eine so strenge Achtung für diese Pflichten bestehen: daß der Entzweyte den Freund schon darum verdient, weil er jene zu ehren weiß; und weil in diesem Falle aller, oder doch der wesentliche Verlust, allein auf seiner Seite ist.

30.

Dem Allerweltsfreund, nicht den Sinn für Freundschaft, nicht die Anlage dazu, nicht das Talent, sondern das Genie zur Freundschaft absprechen zu wollen, geht schon darum nicht an, weil er mit der größten Bestimmtheit und Zuversicht behaupten würde, daß er wirklich aller Welt Freund sey, und gegen alle Welt die treuesten und aufrichtigsten Gesinnungen der Freundschaft hege. Der Gegenbeweis ist hier, besonders da der Allerweltsfreund nie verlegen ist, ihn durch Anführung zahl-

reicher Thatsachen zu entkräften, nicht leicht zu führen, und die Sache möglich. Freylich nicht ohne die geläutertste und mildeste Weisheit; obwohl auch bey dieser, wenn sie alle Menschen, die ihr vorkommen, mit der innigen Liebe des Freundes umfassen will, den Einzelnen, wie den allzuzahlreichen Schönheiten eines Harems, zuletzt immer nur ein Bruchtheil von Zuneigung zu Gute kommen kann.

Übrigens sind die Schattirungen des Allerweltsfreundes zahllos, nach den zahllosen verschiedenen Beweggründen, welche ihn antreiben, die ganze Welt gar so gemüthlich lieb zu haben; von dem armen Schelm an, der sich im Gefühle seiner Armseligkeit, oder seiner, vielleicht nur ihm bekannten Hülflosigkeit, überall anzuhäkeln sucht, um nur ein bischen Halt zu gewinnen, oder einen kleinen Vortheil zu erhaschen, bis zu jenem Gecken, der sich aller Welt aufdrängt, oder dem Nichtswürdigen, der bey kalt berechnender Selbstsucht aller Welt eine innige Zuneigung heuchelt. Wenn ich unter den Allerweltsfreunden mir einen besonderen Freund suchen soll: so will ich mir ihn immer noch am liebsten aus jener ersten Klasse wählen, und dabey Gott ernstlich bitten, mir die beyden anderen so weit als möglich vom Leibe zu halten.

31.

Die Aufzählung der intellectuellen und moralischen Gebrechen, die eben so wenig uns selbst der Freundschaft Anderer werth seyn lassen, als sie diese geschickt machen, unsere Freunde seyn, ist ziemlich zahlreich ausgefallen, ohne darum vollständig zu seyn. Dabey muß zweyerley bemerkt werden. Einmahl, was bereits wiederholt erinnert worden ist: daß nicht jeder Fehler, und noch weniger jede einzelne Äußerung eines solchen, den Sinn und die Empfänglichkeit für Freundschaft unbedingt, und für jeden Fall nur dann ausschließe, wenn er mit dem Charakter verwachsen ist; und dann, daß wir jener Milde und Schonung, und vorzüglich jener Umsicht und Besonnenheit, die bey der Beurtheilung Anderer überhaupt Pflicht ist, in einem vorzüglichen Grade bedürfen, wenn es sich darum handelt, zu entscheiden, ob diese geeignet seyen, unsere Freunde zu seyn. Wer würde denjenigen nicht mit Recht tadeln, dem es vergönnt wäre, aus einem mit ächten und unächten Edelsteinen angefüllten Schmuckkästchen sich die kostbarsten auszuwählen, und der mit den werthlosen zugleich die werthvollsten ohne die sorgfältigste Prüfung schnöde bey Seite würfe!

32.

Wenn nun die Wahl eines Freundes allerdings die größte Umsicht und Besonnenheit erfordert: so muß dabey dennoch vor einer allzugroßen Umständlichkeit, und noch mehr vor einer gewissen Absichtlichkeit gewarnt werden. Wir würden denjenigen sehr lächerlich finden, der sich nach einer Geliebten umsähe, weil es ihm eben eingefallen wäre, eine solche haben zu wollen, oder weil er sie haben zu müssen glaubte, und der nun ohne Aufenthalt, und recht umständlich zur Wahl schritte. Auf gleiche Weise sieht Mancher sich nach einem Freunde um, nur, weil es ihm eben eingefallen ist, einen Freund haben zu wollen, und wählt nur darum, weil er eben wählen will; also ohne inneren Beruf; und darum, wenigstens in den meisten Fällen, mit ungünstigem Erfolge. Sie gleichen den Käufern, die weniger nach der Güte der Waare fragen, als sie entschlossen sind, den Markt nicht zu verlassen, ohne einen Einkauf gemacht zu haben, und die daher kaufen, was ihnen eben vorkommt. Allein, wie in allen menschlichen Dingen, so eignet sich das Glück auch in der Freundschaft seinen Einfluß zu. Es läßt Manchen sein ganzes Leben durch sich vergebens nach dem Freunde sehnen, wie er ihn bedürfte: während es denselben einem Anderen mit freywilliger Gunst

in die Arme führt. Ertrotzen aber läßt sich seine Gunst auch hier nicht; und auch hier erhalten wir sie oft um so weniger: je eigenwilliger und ungestümer wir sie an uns zu raffen suchen.

33.

Am schlimmsten treffen es, bey einem sich übereilenden Drange zu wählen, sehr oft Diejenigen, welche den Freund nach einem poetischen Ideale wählen. Sie überreden sich sehr leicht, dieses Ideal gefunden zu haben, und geben, wenn sie ihren Irrthum gewahr werden, den gewählten Freund eben so rasch wieder auf, als sie ihn ergriffen haben. Dieß ist besonders bey Jünglingen häufig der Fall. Die intellectuelle Verkehrtheit würde nach wiederholten Mißgriffen, bey ihnen zuletzt alle Empfänglichkeit und allen Sinn für Freundschaft zerstören: wenn nicht die Energie des Gefühls hier vermittelnd einträte, und sie über den Freund, der sie liebt, und den sie lieben können, den ihrer poetischen Träume vergessen lehrte. Wo daher, sey es aus was immer für Ursachen, bey Jünglingen diese Energie des Gefühls fehlt: da werden jene Mißgriffe wenigstens der tieferen Empfänglichkeit für Freundschaft nachtheilig werden; nur um so mehr, je gewöhnlicher sie, wenn sie bey der mangelnden Energie des Ge-

fühls eine sehr lebhafte und regsame Phantasie besitzen, ihr Ideal von einem Freunde auf das Höchste hinaufzuschrauben pflegen.

34.

Wie ein vorgefaßtes poetisches Ideal von Freundschaft es aber leicht veranlassen kann, daß wir uns in dem Glauben, den Freund, welchen wir suchen, wirklich gefunden zu haben, getäuscht sehen: so kann es eben so leicht Ursache werden, daß wir gar keinen Freund finden. Diejenigen nämlich, welche ihr Ideal so hoch hinaufschrauben, daß ein sich ihm näherndes Abbild auf unserer sublunarischen Welt durchaus nicht zu finden ist, werden sich wenig wundern dürfen, wenn sie in dieser vergeblich darnach suchen, und sich gedulden müssen, bis sie es in einer vollkommeneren antreffen. Weit öfter jedoch, als aus einer solchen Überspannung der Phantasie, betrügen uns bey einem vorgefaßten Ideale Eigensinn, und eine zu weit getriebene Empfindlichkeit um die Freunde, welche wir uns sonst hätten gewinnen können. Der erstere hält die Züge seines Ideals aus Willkür mit allzugroßer Starrheit fest; die letztere wird schon von der geringsten Schwäche Anderer verletzt, und veranlaßt, ihre Freundschaft ohne viele Umstände aufzugeben; beyde aber haben ihren letzten

Grund in dem Mangel festbegründeter, und hinreichend gereifter Ansichten, sowohl von dem Wesen, als von dem Werth, und den Pflichten der Freundschaft.

35.

Daß eine solche Reife und Sicherheit der Erkenntniß uns am besten vor Mißgriffen in der Wahl unserer Freunde zu bewahren geschickt sey, bedarf wohl keines Beweises; nur ist hier mit der Kenntniß allgemeiner Prinzipien, wie richtig sie an sich selbst auch seyn mögen, noch bey weitem nicht Alles ausgerichtet. Denn es wird zunächst auf die richtige Anwendung derselben ankommen, ob wir daraus einen wirklichen Vortheil ziehen sollen. Nichts aber ist gewöhnlicher, als daß wir die Sache hier durchaus auf die verkehrte Weise angreifen. Wir fassen bey der Anwendung jener Grundsätze meistens nur den Freund in's Auge: während wir doch zunächst uns selbst in's Auge fassen sollten. Wir erforschen die Eigenthümlichkeit desjenigen, mit welchem wir ein Freundschaftsbündniß einzugehen gedenken: selten aber unsere eigene; wir fragen, was der Freund uns leisten könne: selten aber erforschen wir genau genug, was wir bedürfen, und worauf wir den besonderen Bedürfnissen unserer geistigen und sittlichen

Eigenthümlichkeit nach bey der Wahl eines Freundes zunächst unser Absehen richten müßten. Darüber uns vollkommen klar geworden zu seyn, ist unstreitig die wesentlichste und unerläßlichste Bedingung, wenn wir in der Wahl unserer Freunde keine Mißgriffe begehen sollen. Zu erreichen, wornach wir streben, hängt nirgends von der Richtigkeit unseres Erkennens und der Kraft unseres Wollens allein ab: damit wir aber was immer erreichen können, ist es vor Allem nothwendig, daß wir mit voller Klarheit und Bestimmtheit wissen, was, und aus welchem Grunde wir etwas erreichen wollen.

36.

Ich glaube nicht, daß jemand fragen werde: ob wir bey der Wahl unserer Freunde uns von den Berechnungen des nüchternen Verstandes allein sollen leiten lassen? Wie könnten diese Berechnungen bey der Freundschaft ausreichen, die meistens zum größeren Theil auf ein lebendiges und inniges Wohlwollen basirt ist: da sie für sich allein nirgends ausreichen. Es ist eben ein großes Unglück, daß es so viele Menschen gibt, die das nicht glauben, und von der Richtigkeit dieser Behauptung durchaus keinen Begriff haben. Es gibt allerdings Menschen, und nicht bloß selbstsüchtige und eigennützige,

sondern auch rechtliche und streng sittliche, die sich so ausschließlich von den Berechnungen des Verstandes leiten lassen, daß das Gemüth bey der Wahl ihrer Freunde immer nur zu einem verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil eintritt. Sind aber Menschen dieser Art gleich wenig geeignet, uns die edelsten und höchsten Genüsse der Freundschaft zu gewähren, und ist die ihrige auch immer nur bis einen bestimmten Grad zuverläßig; bis dahin nämlich, wo ein anderes, vom Verstande empfohlenes Interesse gegen das der Freundschaft in die Wage fällt: so ist es doch unendlich wünschenswerther von solchen kalten Menschen zum Freunde gewählt zu werden, als von jenen, deren sprudelnde Gefühlswärme und quecksilberne Lebendigkeit der Phantasie jede Nüchternheit und Besonnenheit des Geistes ausschließt; die, ohne innern Halt, immer von wechselnden Empfindungen nach entgegengesetzten Seiten fortgewirbelt werden; und die den Freund heute vergöttern, und ihn morgen wegwerfen, oder wohl auch hassen. Es gibt durchaus nichts Erbärmlicheres, Nichtswürdigeres und Ekelhafteres, als diesen bloß von der Phantasie und einem prickelnden Blute erzeugten, und jeden Augenblick wieder verpuffenden Enthusiasmus der bloßen Gefühlsmenschen! Was bereits früher darüber bemerkt worden, wird vollkommen hinreichend seyn, die berührte Frage zu beantworten. Weder der nüch-

terne Verstand noch das sprudelnde Gefühl, soll ausschließend den Freund wählen; jener nicht, weil die höchsten und edelsten Interessen der Freundschaft ihm, wenigstens bis auf einen gewissen Grad, jederzeit fremd bleiben werden: dieses nicht, weil es ohne Klarheit des Erkennens und ohne männliche Besonnenheit überall nur Dampf und Qualm ist. Die Wahl eines Freundes ist noch nie eine glückliche gewesen, bey der Gemüth und Besonnenheit nicht in einer der Eigenthümlichkeit des Wählenden, wie des Gewählten, entsprechenden Vereinigung zusammengewirkt hätten.

37.

Vortrefflich sind die Bemerkungen, welche uns Cicero über die Wahl der Freunde hinterlassen hat: wenn man gleich auch hier den besonderen Standpunkt, welchen er sich gewählt hat, nicht außer Acht lassen darf.

»Wir müssen uns,« sagt er, »Freunde von einem festen, sich gleichbleibenden und standhaften Charakter wählen. Solche Menschen,« fährt er fort, »sind selten; und es ist schwer anders, als nach der Erfahrung, ein Urtheil darüber festzustellen. Die Erfahrung aber können wir nur durch die wirklich geschlossene Freundschaft machen. Die Freundschaft

eilt auf diese Weise der Erfahrung zuvor; und ist sie einmal geschlossen, so kömmt die Prüfung zu spät.«

Wenn die Erfahrung das einzige Mittel ist, den Gehalt und die Tüchtigkeit Anderer zur Freundschaft zu erproben: so wird überhaupt von keiner Prüfung, und von keiner andern, als einer auf's Gerathewohl zugreifenden Wahl die Rede seyn können. Cicero scheint also in einen Widerspruch mit sich selbst zu gerathen, wenn er uns zur Vorsicht und Besonnenheit in der Wahl unsrer Freunde auffordert, oder uns auch nur die Vorschrift gibt, keine anderen, als Menschen von festem Charakter zu Freunden zu wählen. Denn ob sie einen solchen als Freunde wirklich zeigen werden: darüber kann nach Cicero doch nur die Erfahrung entscheiden. Übrigens muß man, um den Gehalt seiner Bemerkung richtig zu würdigen, das Leben, die Interessen und den Gehalt der römischen Staatsmänner seiner Zeit im Auge behalten. Das gilt auch von dem Folgenden. »Manche,« sagt Cicero, »lernt man schon kennen, wenn sie auch nur ein kleiner Geldvortheil in Versuchung führt: auf Andere macht ein geringer Vortheil keinen Eindruck; aber einer großen Geldsumme vermögen sie nicht zu widerstehen. Wenn wir aber auch Einige finden, die es für schändlich halten, das Geld der Freundschaft vorzuziehen: wo sollen wir die fin-

den, die Ehren, hohe Würden, Befehlshaberstellen, Macht, Ansehen und Einfluß nicht über die Freundschaft setzten. Wenn von der einen Seite diese Vortheile sie locken, und auf der andern Seite nur die Pflichten der Freundschaft ihnen im Wege stehen: werden sie sich da wohl bedenken, die letzteren den ersteren aufzuopfern? Denn das menschliche Herz ist zu schwach, um Macht und Größe zu verachten: und diejenigen, welche für diese die Freundschaft verrathen, glauben in dem hohen Preise, für welchen sie es thun, eine Entschuldigung zu finden. Wo soll man denjenigen finden, der die Ehre des Freundes höher achtete, als seine eigene? Und, um davon nicht weiter zu reden, wie schwer, wie lästig scheint es nicht den Meisten, mit dem Freunde sein Unglück zu theilen. Einen Freund, der sich im Unglück wie im Glück gleich festgesinnt, standhaft und beharrlich zeigt, müssen wir für die seltenste Erscheinung, und mehr für einen Halbgott, als für einen Menschen, halten.«

38.

Wenn man den Charakter und die Zeit des Cicero kennt, und weiß, daß es vielleicht zu allen Zeiten nur wenige Menschen gegeben, welche für die Lockungen des Ehrgeizes und des Ruhmes in

einem höheren Grade empfänglich gewesen wären; wenn man erwägt, wie groß und aufregend die Interessen waren, um welche es zu seiner Zeit sich handelte; wie vielfach er in sie verflochten, oder vielmehr von ihnen verstrickt war, und wie viel er bey dem Wechselspiel derselben zu gewinnen und zu verlieren hatte: so kann man keinen Augenblick zweifeln, daß er die angeführte Stelle nicht bloß aus voller Überzeugung, sondern daß er sie darum gerade so geschrieben habe, weil er, der immer bereitet war, jede seiner Schwächen sich selbst, und gelegenheitlich offner, als ihm gut war, auch Andern zu gestehen, dabey in seinen eignen Busen gegriffen hatte. Und so wird man seine Behauptung, daß die Erfahrung allein über die Zuverläßigkeit des Freundes entscheiden könne, und daß es daher auch bey der Wahl desselben keine vollkommen sichere Bürgschaft gegen einen Mißgriff gebe, keineswegs übertrieben finden. Die einzige nicht durchaus unsichere Bürgschaft hat Cicero selbst in der Vorschrift bezeichnet, daß wir bei der Wahl unsrer Freunde zunächst auf die Gediegenheit und Zuverläßigkeit des Charakters im Allgemeinen sehen sollen. Wer in allen andern Angelegenheiten des Lebens einen solchen Charakter bewährt: der wird ihn in der Freundschaft allein nicht verläugnen, und die strenge Achtung, welche er überall für seine Pflichten hegt,

auch bey den Pflichten der Freundschaft nicht vergessen. Eine vollkommen sichere Bürgschaft der Unveränderlichkeit und Unwandelbarkeit gibt es für nichts im Menschen; die verhältnißmäßig zuverlässigste aber sind in allen Verhältnissen des Lebens jene Besonnenheit und Geradheit des Geistes, und jene Festigkeit der Willenskraft, denen wir ohne den Vorwurf feiger Bänglichkeit unser Vertrauen nirgends versagen dürfen.

39.

Kein anderer Grundsatz ist allgemeiner angenommen, als: daß Gleichheit in den Gesinnungen und Charakteren das wesentlichste Erforderniß zur Freundschaft sey. Und dennoch ist er falsch; mindestens in dieser Allgemeinheit. Die Erfahrung selbst widerlegt ihn. Denn täglich sehen wir Menschen von den verschiedensten Gesinnungen und Charakteren durch feste Freundschaftsbande verbunden, und in dieser Verbindung beharren, ohne daß die Ungleichheit in ihren Ansichten und Bestrebung Veranlassungen zur Zerwürfniß unter ihnen würde, oder jene Bande auch nur lockerer machte. Ja wir sehen eine solche Verbindung, als eine dauernde, oft selbst zwischen Menschen bestehen, deren Charaktere und Bestrebun-

gen sich so entgegengesetzt sind, daß sie, wenn sie nicht Freunde wären, fast nothwendig Feinde seyn, und daß sie, wenn sie sich nicht liebten, einander fast nothwendig hassen müßten.

Dennoch hat jener Grundsatz dieses, als etwas Unwidersprechliches für sich: daß in der physischen, wie in der moralischen Welt überall das Gleiche sich aufsucht, das Ungleichartige sich abstößt. Der Widerspruch, zwischen einem unbestreitbar richtigen Grundsatze von der einen, und einer eben so unbestreitbar richtigen Erfahrung von der andern Seite, scheint sich vom psychologischen Standpunkte aus, auf folgende Weise ausgleichen zu lassen.

Wie innig die Freundschaft zwischen zwey Menschen auch sey: sie umfaßt nicht immer den ganzen Menschen, und nimmt nicht immer den ganzen Menschen in Anspruch. Wenn es öfters geschieht, daß wir einem Freunde selbst einen geringen Fehler nicht verzeihen können; so verzeihen wir ihm oft eben so leicht den größten. Aus sittlichem Indifferentismus? oder aus dem eigensüchtigen Grunde, daß gerade wir von seinem Fehler nicht verletzt werden, und so zu sagen, dabey nicht betheiligt sind? Das mag häufig der nächste Grund seyn; und für keinen Fall ein ehrenhafter. Eben so oft aber tritt, wenn wir uns mit Menschen von einem dem unsrigen ganz ungleichen Charakter verbinden, ein anderer Grund

ein. Wir haben, was in dem Charakter, den Gesinnungen, den Bestrebungen eines Anderen den unsrigen widerspricht, als etwas in ihm so entschieden Herausgestelltes, mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit so fest und innig Verwachsenes erkannt: daß wir von Anfang her, nur die Wahl hatten, den Freund in ihm entweder ganz aufzugeben, oder jene Widersprüche mit in den Kauf zu nehmen. Ein entschieden herausgestelltes, und mit Entschiedenheit ergriffenes Verhältniß hat aber überall Recht und Anspruch ein dauerndes zu seyn.

40.

Überdieß muß man sich hier an dasjenige erinnern, was gleich anfangs über den Ursprung der Freundschaft gesagt worden ist. Was in unsrer moralischen Natur noch unentwickelt ist, strebt fortwährend sich zu entwickeln, und wir suchen, wenn wir dieses uns Mangelnde auch nur bis auf einen gewissen Grad klar erkannt haben, diejenigen mit Eifer und Vorliebe auf, bey welchen wir diese Eigenschaft entweder in einem ausgezeichneten Grade zur Reife gediehen, oder doch in einem höheren, als bey uns selbst in ihrer Entwickelung vorgeschritten sehen. So kann der Sanfte und Unkräftige sich zu dem Kräftigen hingezogen finden; er kann ihm selbst

seine Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit verzeihen: weil er in der einen, wie in der anderen, nur die Äußerung der Kraft sieht. Der Heftigste und Leidenschaftlichste hingegen kann die Liebe des sanften aber unkräftigen Freundes mit der innigsten Liebe erwiedern: wenn er sich bewußt geworden, daß es eben die demselben eigene Milde und Gelassenheit sey, die ihm fehle, und nach welcher er zunächst zu streben habe.

Dasselbe gilt von den Widersprüchen und Gegensätzen der intellectuellen Bildung. Überdieß, wie viel kann bey der Ungleichheit der Charaktere nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir den Freund früher lieben gelernt haben, ehe diese Ungleichheit sich herausstellte? wie viel nicht durch die Gewohnheit? und endlich, wie viel nicht durch das, was überall ausgleicht, durch Schonung und nachgebende Milde von der einen Seite, und durch Anerkennung dieser Milde von der anderen.

41.

Daß die Gleichheit der Charaktere, obgleich kein unbedingt wesentliches Erforderniß zur Freundschaft, darum nicht minder als eines von den festesten Banden derselben angesehen werden dürfe, soll nicht geläugnet werden: ja man darf sagen, daß diejenigen,

welche Freunde seyn wollen, sich jederzeit wenigstens in der intellectuellen Schätzung der meisten, oder doch der wesentlichsten Momente des Lebens begegnen müssen. Hingegen wird nicht bloß ein Geringschätzen, sondern selbst ein bloßes Verkennen oder Nichtbegreifen desjenigen, was unsrer Achtung und unsers Strebens uns in einem vorzüglichen Grade werth zu seyn scheint, uns denjenigen jederzeit entfremden, bey welchen wir es antreffen. Auch hierin zeigt es sich, welches wichtige Moment bey der Freundschaft in dem Bedürfniß liege, für unser geistiges Leben in der geistigen Eigenthümlichkeit des Freundes eine Gewährleistung zu finden.

Mehr jedoch, als eine gewisse Gleichheit der Gesinnungen in Bezug auf die wichtigsten Momente unsers geistigen Lebens sollten wir von dem Freunde überhaupt nicht fordern. Denn abgerechnet, daß eine vollkommne Gleichheit der Gesinnungen und Ansichten, an sich selbst ein Ideal ist: so würde sie, in so fern sie noch als wirklich gedacht werden kann, entweder nur bey den geistig und sittlich gereiftesten Menschen gefunden werden können, und nur bey diesen der Freundschaft nicht ihren Reiz nehmen: oder bei den engsinnigsten und kleinlichsten; bey diesen aber ihr keinen Reiz übrig lassen. Auch in der Freundschaft bedarf es, wie bey allen sittlichen Neigungen, wenn sie ihre edelsten Blüthen entfalten

sollen, einer schönen Freyheit, einer heitern Unbefangenheit und Selbstständigkeit des Geistes; und daß Jeder sich diese Selbstständigkeit bewahre, und sie an dem Andern nicht bloß zu ertragen, sondern sie zu ehren wisse: das ist eine von den wesentlichen Bedingungen, ohne welche eine ächte Freundschaft nie weder bestanden hat, noch bestehen wird. Jene, die nur aus engsinniger Kleinlichkeit fordern, daß der Freund in allen Dingen ihr Spiegelbild sey, dürfen sich daher nicht wundern, wenn sie jener Früchte verlustig gehen.

42.

Daß die Gleichheit der äußeren Lebensverhältnisse ein festes Band der Freundschaft werden könne, liegt zum Theil schon im Begriff der Freundschaft. Denn diejenigen, welche die nämlichen Lebensverhältnisse mit uns gemein haben, scheinen eben aus diesem Grunde am meisten geeignet zu seyn, in der Entwicklung und Kräftigung unsers geistigen Lebens uns zu fördern; in so fern nämlich diese Entwicklung durch jene Verhältnisse selbst modificirt, und zum Theil bedingt wird. Inzwischen zeigt die Erfahrung, daß gerade unter Menschen, welche sich in den nämlichen Lebensverhältnissen bewegen, die Keime des Zwiespalts und

der Gehässigkeit sich weit öfter und schneller entwickeln, als die der Einigung und der Freundschaft. Auch müßten, wäre jene Annahme gegründet, die Menschen dort, wo sie in den gleichförmigsten Verhältnissen leben, zu einer freundschaftlichen Verbindung unter einander am geneigtesten, und in dem Bestreben, eine solche unversehrt zu erhalten, am eifrigsten und beharrlichsten seyn; z. B. in Communitäten. Die Erfahrung zeigt aber auch hier auf eine recht unwidersprechliche Weise das Gegentheil. Die Ursachen dieser Erscheinung mögen hier ununtersucht bleiben; in wie fern aber die Gleichheit der äußeren Verhältnisse der Freundschaft günstig sey, ergibt sich vielleicht am klarsten, wenn wir zunächst fragen: in wie fern die Ungleichheit der äußeren Lebensverhältnisse ein Hinderniß der Freundschaft sey.

43.

Unter den Gegensätzen, welche hier eintreten können, mag der zwischen Reichthum und Armuth zuerst in Betrachtung gezogen werden. Eine Freundschaft zwischen dem Reichen und dem Armen gehört gewiß zu den seltensten. Der gewöhnliche Reiche wird den Armen jederzeit seiner Freundschaft unwerth finden; und der gewöhnliche Arme den Reichen beneiden. Angenommen aber, der Reiche sey

kein gewöhnlicher Reicher, und der Arme ebenfalls kein gewöhnlicher Armer; er sey aber in dem Falle, fortwährend der Unterstützung des Reichen zu bedürfen: wird er den Muth haben, alle Rechte der Freundschaft bei demselben in Anspruch zu nehnen — und wie könnte man sich ohne dieses eine ächte Freundschaft denken! — und wird Jener geneigt seyn, ihm alle diese Rechte zuzugestehen? — Ich sehe nicht ein, warum wir nicht bey beyden, bey dem Reichen, wie bey dem Armen, eine solche Hoheit der Gesinnung, und eine solche Gediegenheit des Charakters annehmen dürften, wie sie, wenn unter diesen Umständen eine ächte Freundschaft bestehen sollte, allerdings erforderlich wäre. Selbst in diesem Fall aber würde es, wie ich glaube, eine unerläßliche Bedingung für das Bestehen einer solchen Freundschaft seyn, daß der Arme, möchte er auch fortwährend der Unterstützung des reichen Freundes bedürfen, sich streng auf der Linie des unabweisbaren Bedürfnisses hielte; und dieß zwar nicht allein im Verlangen, sondern selbst im bloßen Empfangen.

Nehmen wir aber an, daß die Hoheit der Gesinnung und des Charakters nur auf der einen Seite liege: so kann, wenn allein auf der Seite des Reichen, durchaus von keiner Freundschaft die Rede seyn; weil der Arme dann zudringlich und bettelsüchtig, und somit der Freundschaft des Reichen unwerth seyn

wird. Wohl aber wenn auf der Seite des Armen. Denn nichts sichert dem Armen die Achtung des Reichen mehr, als wenn jener seinen Reichthum entbehren kann; der Arme könnte aber noch immer der Freund des Reichen seyn, wenn dieser, bey den gewöhnlichen Fehlern des Reichthums, andere ausgezeichnete Vorzüge des Charakters besäße.

44.

Der Gegensatz zwischen dem Rechte des Befehlens und der Pflicht des Gehorchens, zwischen Herrn und Diener, scheint der Freundschaft noch ungünstiger zu seyn, als der zwischen Reichthum und Armuth. »Ein Fürst hat keinen Freund, kann keinen Freund haben,« sagt Marinelli. Allein warum sollte eine solche Freundschaft nicht denkbar seyn, ohne daß wir dabey in's Gebieth des Idealen hinüber streifen müßten. »Die Vertraulichkeit, die beste Würze der Freundschaft, werde in einem solchen Verhältniß zwischen Herrn und Diener nie stattfinden können, und dürfe auch nicht stattfinden.« So mag sie wegbleiben; eine eben so gute Würze kann sie vollkommen ersetzen, das Vertrauen! das Vertrauen des Herrn nämlich auf den sittlichen Werth, die strenge Rechtlichkeit, die Wahrhaftigkeit, die Treue, und vor allem auf die Uneigen-

nützigkeit des Dieners, und des Dieners auf die Anerkennung seiner Gesinnung und seines Werthes von Seite des Herrn. — »Der Diener sey außer Stande eine der vorzüglichsten Pflichten der Freundschaft gegen seinen Herrn zu erfüllen; diese nämlich, ihn freimüthig auf seine Fehler aufmerksam zu machen.« — Allein, wenn man nicht läugnen will, daß es eine edle, besonnene, und weil sie ohne jede denkbare Grimasse nichts will, als das Beste des Freundes, sich sicher beherrschende Freymüthigkeit gebe: so werde ich diesen Einwurf durchaus nicht gelten lassen. Eines ist dabei klar: daß auch hier mehr auf den Charakterwerth desjenigen ankomme, der in Bezug auf das äußere Verhältniß im Nachtheil, als desjenigen, der in dieser Hinsicht im Vortheil ist. Bey dem letzteren genügt mehr ein passives, jedoch sicheres und entschiedenes Anerkennen der Gesinnung des Freundes, und er scheint schon zu geben, wenn er auch nur mit Anerkennung empfängt; dem ersteren aber macht das Bewußtseyn seiner Gesinnung es leicht zu schwer, über die Linie nicht hinauszugehen, welche die äußeren Verhältnisse hier auch dem Freunde vorzeichnen.

45.

Eine auffallende **Ungleichheit des Alters** kann eben so natürlich der Freundschaft hinderlich, als die Gleichheit ihr förderlich zu seyn scheinen. Dieses erklärt sich schon aus demjenigen, was über die Natur und den Ursprung der Freundschaft gesagt worden. Inzwischen kann auch die Ungleichheit des Alters nicht unbedingt für ein Hinderniß der Freundschaft gelten. Wenn der Greis mit Überlegung sich den Jüngling, oder den angehenden jungen Mann zum Freunde wählt: so geschieht es nur dann, wenn Tüchtigkeit, Mäßigung und Zuverläßigkeit bei diesem den Jahren zuvoreilen. Häufiger geschieht es, daß jüngere Personen sich ältere mit Vorliebe zu Freunden wählen. Jünglinge, bei welchen eine Vorliebe dieser Art sich zeigt, sind entweder solche, bey denen vorzugsweise eine entschiedene Anlage zu praktischer Besonnenheit, Umsicht und Tüchtigkeit sich herauszubilden strebt; oder solche, welchen die Anlage zu diesen Vorzügen nur für die Beurtheilung der Dinge zu Theil geworden zu scheint, während sie dieselben im praktischen Leben überall vermissen lassen, und die in ihrem Thun und Handeln sich eben so thöricht, übereilt und unbesonnen, als in ihrem intellectuellen Streben geistreich und besonnen zeigen. Diese schließen sich vor-

züglich darum gerne an ältere Freunde an, weil diese, indem sie einerseits ihre glücklichen Anlagen unbefangen, und auf eine ehrende Weise anerkennen, andererseits ihre Thorheiten und Unbesonnenheiten meistens schonend und nachsichtig beurtheilen; eine Nachsicht, deren solche Individuen häufig bedürfen, und die sie von gleichalterigen Freunden wenig zu erwarten haben, mit welchen sie daher auch selten gut auszukommen verstehen. Wenn inzwischen die älteren Freunde weder der Nachsicht müde werden, und sie dabey doch nicht über die Gebühr ausdehnen; die jüngeren aber sie nicht länger und nicht mehr, als billig ist, in Anspruch nehmen: so kann bey einem glücklichen Fortschritt der Letzteren zur männlichen Reife ein solches Verhältniß sich für beyde Theile zu einem sehr erfreulichen gestalten.

46.

Die Verschiedenheiten in den intellectuellen und den sittlichen Anlagen beyder Geschlechter, so wie in der eigenthümlichen Art ihrer Entwicklung, stellen sich häufig als wahre Gegensätze heraus; so daß es schon darum nicht überflüssig, zu fragen: ob eine ächte Freundschaft auch zwischen Personen von verschiednem Geschlecht stattfinden könne. Auch geschieht es nicht so gar selten, daß geist- und gemüthreiche

Männer sich lieber eine Freundin, als einen Freund wählen. Freundschaften dieser Art gelten leicht für verdächtig; und da sehr traurige Beyspiele von den Erfolgen solcher Verbindungen, selbst in der letzten Zeit, bekannt geworden, und es noch weit bekannter ist, wie oft versteckte Sinnlichkeit sich in den Schleyer der Freundschaft hülle, oder arglistige Verführung ihn mißbrauche: so läßt jenes Vorurtheil sich keinesweges als ein grundloses abweisen. Hier wird jedoch angenommen, daß bey einer solchen Freundschaft weder der eine, noch der andere Fall eintrete. Es gibt nämlich wirklich Männer, die bey einem reichen eigenthümlich gestalteten inneren Leben — wobey es jedoch selten ohne einige Bizarrerie und Überspannung abgeht — den Freund, welchen sie sich wünschten, unter ihrem Geschlecht nicht getroffen haben, und die nun, was sie hier nicht fanden, bey dem andern Geschlechte suchen. Treffen sie nun auf eine Frau, deren Geistes- und Gemüthsstimmung eine der ihrigen entsprechende ist, und welche in ihre Ansichten eingeht: so schließen sie sich mit einer unbedingten Innigkeit an sie an: wo die den Frauen eigne Gabe des Anschmiegens an eine fremde Gesinnung zur Ausbildung und Erhaltung eines solchen Verhältnisses nicht weniger mitwirkt, als das Zartgefühl, welches der Mann ihrem Geschlecht schuldig zu seyn glaubt, und dessen er sich meistens

gegen Freunde von dem seinigen mehr, als billig, überhoben hat. Viele suchen nur darum die Freundin, weil sie sich den Freund nicht zu gewinnen verstanden, und für die schroffen Seiten ihrer Eigenthümlichkeit zu wenig gefällige Nachsicht fanden.

Daß eine Freundschaft zwischen zwey Personen verschiednen Geschlechtes, die sich streng innerhalb der Gränzen der Sittlichkeit hält, und die letztere nicht vielleicht schon von vorne herein gefährdet, beyde Theile zur höchsten Stufe ihrer geistigen und moralischen Entwicklung führen könne, darf der Psycholog freylich nicht läugnen: inzwischen wird es dazu einer seltnen Reinheit der Gesinnung, einer noch seltneren Festigkeit des sittlichen Wollens, vor Allem aber der strengsten Aufmerksamkeit auf sich selbst bedürfen, wenn die Freundschaft nicht auf eine sehr gewöhnliche Art zur Kupplerin der Sinnlichkeit werden soll. Besonders haben die Frauen Ursache gegen das Gefährliche solcher Verbindungen auf ihrer Huth zu seyn. Und nicht allein der Verführung der Sinnlichkeit wegen; auch dagegen, daß sie nicht die Selbstständigkeit des Geistes und des Willens, die sie meistens in einem solchen Verhältniß erst recht zu entwickeln und zu genießen meinen, in diesem nicht gänzlich verlieren, und während sie sich einen täuschenden Anschein derselben bewahren, von der stärkeren Kraft des Mannes nicht willenlos fortgerissen werden.

47.

Wie Männer öfter, statt des Freundes, den sie unter ihrem Geschlecht nicht finden zu können glaubten, sich eine Freundin wählen: so ziehen es Frauen nicht selten vor, statt der Freundin sich einen Freund zu suchen. Das ist vorzüglich bei den genialen Frauen der Fall, und bey denjenigen, welche, ohne den mindesten Anspruch an Genialität zu haben, ein wenig mehr Beweglichkeit des Geistes und der Phantasie besitzen, als ihnen gut ist, und die nebenher ihre Bizarrerie für ächte Genialität, und für einen Beruf halten, alle Eigenheiten und Sonderlingslaunen, die man bey jenen bisweilen antrifft, nachzuäffen. Eine Frau kann allerdings ein solches Maß von Geisteskraft und Energie des Gefühls besitzen, und allen andern Frauen ihres Kreises so sehr daran überlegen seyn, daß sie für ihre geistigen Bedürfnisse in diesem weder eine Befriedigung findet, noch sie zu finden hoffen darf. Dieß inzwischen wird nur von den seltnen Frauen gelten können, welche die Natur wirklich mit ächtem Genie und außerordentlichen Geistesgaben ausgerüstet hat, und die überall nur auf Frauen treffen, welche ihnen an Talenten durchaus nicht ebenbürtig, und an Gemüth, wie an Verstand, tief unter ihnen sind. Und auch solche Frauen machen, wenn sie bey

der Wahl ihrer Freunde unglückich oder übereilt sind, und in einem Verhältniß dieser Art nicht sorgfältig über sich zu wachen, und sich sicher zu beherrschen wissen, oft sehr traurige Erfahrungen. Denn, wenn es, wie oben bemerkt wurde, schon jenen Frauen, welche der Mann zuerst aufsucht, um in ihnen Ersatz für den Freund seines Geschlechtes zu finden; wenn es schon diesen schwer wird, in einem solchen Verhältniß die selbstständige Würde ihres Geschlechtes zu bewahren: so muß dieses jenen Frauen um so schwerer werden, die ihrerseits zuerst den Mann aufsuchen, und darum in ein solches Verhältniß von vorne herein mehr Entschiedenheit legen, und zu legen gezwungen sind. Meistens ereignet sich dann von zwey Fällen einer. Sie finden nämlich zuletzt durch die getroffene Wahl sich entweder wenig befriedigt, weil der gewählte Freund sich ihnen nicht so unbedingt hingibt, wie sie es erwartet hatten — denn eine solche Hingebung fordern sie meistens, und meistens ist es die Eitelkeit und Arroganz des Geniestolzes, welche sie antreibt, ein solches Verhältniß zu suchen —: oder sie gerathen an einen Stärkeren, als sie selbst sind, der, statt ihrer Richtung zu folgen, sie in der seinigen fortreißt; und oft um so unbedingter, da, wenn sie sich einmal verstrickt und verwickelt haben, trotz aller Kraft ihres Geistes und Charakters, ihr Muth im-

mer nur bis auf einen gewissen Punkt aushält, und, wenn sie nicht alle Rücksichten auf ihr Geschlecht bey Seite setzen wollen, dieses es ihnen schwer, und oft unmöglich macht, ein Verhältniß jener Art mit eben so viel Entschiedenheit zu lösen, als sie es geknüpft haben.

Endet es nur selten auf eine erfreuliche Weise, wenn eine Frau von hoher Geisteskraft, statt der Freundin, die sie, wenn es ihr mit dem Suchen Ernst wäre, zuletzt meistens finden würde, den Freund sucht: welches andere, als ein scandalöses oder lächerliches Ende, dürfte man den geistigen Wahlverwandtschaften und Seelenfreundschaften jener Frauen und Mädchen prophezeyen, deren Ansprüche an Genialität nicht mehr als Grimace sind: und die ihr Geschlecht nur darum fliehen, und es zur Freundschaft untauglich finden, weil sie ein halbes Dutzend Romane zu viel gelesen, und ein ganzes Dutzend zu viel geschrieben haben.

48.

So stellt sich denn aus der Betrachtung der angeführten Gegensätze, deren Zahl noch sehr bedeutend hätte vermehrt werden können, klar genug heraus, daß Freundschaft bey jeder Verschiedenheit in den äußeren Lebensverhältnissen, und selbst bei der Verschiedenheit in den Charakteren stattfinden könne,

wenn nur diejenigen Bedingungen nicht fehlen, die weit wesentlicher und unerläßlicher sind, als die gewöhnlich für nöthig geachtete Gleichheit der Charaktere und der äußern Lebensverhältnisse. Diese Bedingungen aber sind bey der Gleichheit, wie bey der Ungleichheit der Charaktere und der äußeren Lebensverhältnisse, ja selbst bei einem offenbaren Gegensatz in den einen, wie in den andern, immerfort die nämlichen: würdige und klare Begriffe von dem Wesen, dem Zwecke und dem Werthe der Freundschaft, und Zuverläßigkeit des Charakters. Wenn wir die ersteren durch selbstständiges Nachdenken uns erworben haben, und klar wissen, was wir bey der Verbindung mit einem Freunde für Zwecke erreichen wollen, auf welche Weise wir in unsrer intellectuellen, wie in unserer sittlichen Entwicklung durch ihn gefördert werden können; und wenn wir dabei selbst Festigkeit des Charakters genug besitzen, um die Erreichung dieses höchsten und edelsten Zweckes der Freundschaft fortwährend im Auge zu behalten, und durch strenge Erfüllung der Pflichten, welche die Freundschaft uns auflegt, von unsrer Seite nicht zuerst unmöglich zu machen: so mögen wir ohne Scheu vor der Ungleichheit der äußeren Verhältnisse uns Jeden zum Freunde wählen, bey welchem wir die gleiche Klarheit der Begriffe, und die gleiche Zuverläßigkeit des Charakters antreffen, welche

zuerst wir selbst uns erworben haben. Ist es daher an sich selbst gleich vollkommen wahr, was Cicero sagt, daß der Freund sich als solcher erst nach geschlossener Freundschaft bewähre, und daß wir es daher immer auf die Erfahrung müssen ankommen lassen, ob wir glücklich gewählt haben: so reicht die Sicherheit, wirklich so zu wählen, wenigstens so weit, als die unbefangene Beobachtung Anderer, und die Unveränderlichkeit eines entschiednen Charakters überhaupt reicht. Ein sehr einfacher Grundsatz kann uns bey dem Beobachten und bey der Beurtheilung Anderer in dieser Hinsicht zu einer fast untrüglichen Richtschnur dienen. Wie ein Charakter in anderen Lebensverhältnissen sich ausweist: so wird er sich auch in der Freundschaft ausweisen. Ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein liebevoller Bruder, wird fast immer auch ein liebevoller und zuverläßiger Freund seyn; an einem schlechten Sohn werden wir diesen nie, an dem schlechten Gatten, dem lieblosen Bruder werden wir ihn nur sehr selten finden.

Daß wir uns bey der Wahl unsrer Freunde vor Übereilung zu hüthen haben, ist eine so oft wiederholte Warnung, daß es für überflüssig angesehen werden darf, sie hier aufs neue zu wiederholen.

49.

Das Glück der Freundschaft wünscht sich Jeder; über die Pflichten der Freundschaft denken Wenige, oder höchstens nur gelegentlich, nach. Das reicht aber nicht hin. Wie überall, so ist das Glück, in wie fern es überhaupt von uns abhängt, auch in der Freundschaft an strenge Pflichttreue, als an eine unerläßliche Bedingung gebunden; und wie überall, hängt diese auch hier zunächst von der Erkenntniß unsrer sittlichen Pflichten ab.

Die Meisten erkennen und denken nur an eine Pflicht, an die Pflicht den Freund zu lieben: und wenn sie jene vollkommne Liebe in sich tragen, »die da duldsam ist und milden Sinnes; die nicht eifersüchtig ist, nicht Unrecht übt, und sich nicht aufbläst; die nicht stolz ist, nicht eigennützig, nicht jähzornig, und Unbilden nicht in Rechnung bringt; die sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern der Wahrheit freut; die Alles erträgt, Alles glaubt, Alles hofft, und Alles duldet« (Cor. 1, 13.) — so haben sie ganz Recht. Denn diese Liebe schließt die Erfüllung jeder Pflicht in sich. Aber nur die reinsten und sittlich vollendetsten Naturen sind von ihr erfüllt. Und bey diesen findet sich, neben der Lebendigkeit und Innigkeit des Gefühls, immer auch die höchste Klarheit des sittlichen Erkennens, wie beschränkt

ihre Geistesbildung dem Umfange nach vielleicht auch seyn mag. Was von der Liebe derjenigen zu halten, bey denen sie allein auf dem Gefühle ruht, oder in bloßen Wallungen besteht, ist bereits angedeutet worden. Es lohnt nicht der Mühe, darüber ausführlicher zu seyn. Nichts ist im Menschen fest und haltbar, was allein im Gefühle, und nicht auch in der Klarheit und Entschiedenheit des sittlichen Erkennens wurzelt.

50.

Da alle Pflichterfüllung in einem Handeln besteht, so kann von einer Pflicht, den Freund zu lieben, nur sehr uneigentlich die Rede seyn. Denn die Liebe, als Empfindung, macht uns nur geneigt, so gegen den Freund zu handeln, wie es einer bestimmten Verpflichtung, die wir gegen ihn als Freund haben, gemäß ist.

Die Frage über die Pflicht, den Freund zu lieben, beruht also eigentlich darauf, wie die Empfindung der Liebe zu demselben in uns genährt und zu solcher Vollkommenheit ausgebildet werde, daß sie uns nicht bloß geneigt und bereitet, sondern eifrig und freudig mache, die Pflichten der Freundschaft gegen ihn zu erfüllen. Daß aber hier nicht die erste ursprüngliche Empfindung der Liebe zu dem Freunde,

sondern die vollkommenere Ausbildung dieser Empfindung zunächst auf das Erkennen, und nicht auf die Regsamkeit und Innigkeit des Gefühls basirt wird, kann nur Denjenigen befremdend scheinen, die nicht wissen, wie die Kraft und Innigkeit jedes sittlichen Gefühles durch nichts mehr sicherer gefördert werde, als durch die entschiedenste Anerkennung seiner Verpflichtung.

51.

Die stärkste Verpflichtung den Freund zu lieben, und weil wir einen wirklichen Anspruch an seine Liebe machen, und einen solchen an die unserige ihm zugestehen, eine durchaus unabweisbare, entspringt aus der Liebe, die *er selbst uns* widmet. Auch ist nicht leicht Jemand so verkehrt in seinen Begriffen, daß er diese Verpflichtung nicht anerkennen sollte. Allein mit diesem Anerkennen ist an und für sich noch wenig ausgerichtet. Denn, wenn Jemand die Liebe seines Freundes zu ihm allzu hoch. oder allzu gering, anschlägt; so muß er in dem erstern Falle fast nothwendig seine Erwartungen von der Liebe des Freundes getäuscht sehen; im zweyten Falle aber geräth er in die Gefahr, gegen seinen Freund undankbar zu seyn, oder er ist es vielmehr wirklich, indem er ihm das Maß seiner Liebe nicht mit dem

gleichen Maße erwiedert. Wenn eine Freundschaft, die hier knauserisch nach Granen und Pfennigen rechnete, in der That keine Freundschaft wäre: so ist es doch gewiß eben so nothwendig, als nützlich, jene Erwägung nicht außer Acht zu lassen. Nicht damit wir dem Freunde nicht zu viel, sondern damit wir ihm nicht zu wenig Liebe widmen. Denn oft kann es sich treffen, daß uns der Freund weniger zu lieben scheint, als er uns wirklich liebt, weil es nicht in seiner Natur liegt, seine Empfindungen so lebhaft zu äußern, wie wir selbst es zu thun pflegen, oder wie wir es von ihm erwarten; und oft mag er uns kalt erscheinen, wo er nur vorsichtig und besonnen ist. Gewiß ist es in der Freundschaft das wünschenswertheste und herrlichste aller Loose, den Freund zu finden, dem du dich sogleich mit voller Seele hingeben, dem du ein überschwellendes Maß von Liebe entgegenbringen, und von dem du ein solches Maß empfangen könnest; allein wenn dieses höchste Glück nur Wenigen zu Theil wird: so muß man gestehen, daß es auch nur Wenige verdienen.

52.

Das beste und das einzige Mittel, die Liebe des Freundes sicher zu gewinnen, ist, ihn zuerst selbst mit aufrichtiger und inniger Zuneigung zu umfassen.

Das Gesetz: Ut ameris ama, um geliebt zu werden, liebe, gilt für die Liebe in der Freundschaft nicht weniger, als für jede andere Liebe. Es wird also sehr gut seyn, wenn wir öfter und strenger unsere Liebe zu dem Freunde, als die seinige zu uns, in Frage stellen. Denn ist nur unsere Liebe ächt und wahr: so wird die seinige, wenn wir uns nicht durchaus in ihm geirrt haben, selten hinter ihr zurückbleiben. Da es aber für jene eben so wenig einen anderen sicheren Maßstab gibt, als die Erfahrung: so ist es klar, daß wir jeder Berechnung des Gehaltes unserer Liebe nur eine richtige Schätzung der Zuverläßigkeit und des sittlichen Gehaltes unseres eigenen Charakters zum Grunde legen können. Die Meisten aber machen ihre Wallungen zur Basis ihrer Berechnung, und glauben dieselben, weil sie ihrer Natur nach zuletzt doch Liebe sind, das bloße Gefühl aber, ohne Rücksicht auf das Handeln, in der That keinen bestimmten Maßstab hat, dem Freund nicht hoch genug, oder doch so hoch, als es ihnen eben genehm ist, in die Rechnung schreiben zu können. Dergleichen Menschen — meistens sind es Jünglinge von einer sehr lebhaften, nach allen Strichen ausschwärmenden Phantasie, und von raschem, aber jeder festen Haltung ermangelndem Gefühle — verfallen, wenn sie sich um die Freundschaft Gereifterer, als sie selbst, bewerben, sehr leicht

in einen Fehler, vor welchem sie ernstlich gewarnt werden müssen: in den Fehler der Aufdringlichkeit. Es mag seyn, daß der überschwellende Drang des jugendlichen Gefühls diesen harten Namen nicht verdiene: weil es, wenn gleich die Besonnenheit verläugnend, und das richtige Maß verfehlend, dennoch ächt und lauter ist. Allein wie es das richtige Maß verfehlt: so verfehlt er leicht auch sein Ziel; und nicht selten geschieht es, daß Jünglinge durch Erfahrungen dieser Art gegen Diejenigen, um deren Freundschaft sie sich ohne Besonnenheit, und darum ohne Erfolg beworben haben, ungerecht, und wohl auch gegen die Freundschaft selbst mißtrauisch werden. Wenn aber selbst das ächte Gefühl selten ohne Nachtheil sich verirrt, und auch seine Verirrung eine solche bleibt: was soll man von jenen täppischen Gesellen sagen, die auch den Besten nicht für zu gut halten, ihm mit überschwenglicher Gemüthlichkeit oder Arroganz ihre Freundschaft aufzudringen, weil sie dem trüben Aufgähren ihres Gefühls unbedenklich den Namen der edelsten jugendlichen Begeisterung beylegen.

53.

Ein anderer Fehler, vor welchem gleich hier gewarnt werden mag, weil er für jeden Fall daraus

entspringt, daß wir uns darüber unklar geblieben, wie wir den Freund lieben sollen, und welche Liebe wir von ihm erwarten und fordern dürfen, ist die Eifersucht oder die Eifersüchteley in der Freundschaft. Bey Jünglingen kann sie in der Überschwenglichkeit des Gefühls ihren Grund haben; gewöhnlich aber entspringt sie aus einer noch weit trüberen Quelle; aus keiner anderen nämlich, als aus entschiedener Selbstsucht. Es gibt Menschen, die den Freund mit Eifersucht eben so quälen, wie Andere die Gattin oder die Geliebte. Aus reiner Selbstsucht; nicht, wie sie glauben oder vorgeben, aus Liebe Denn die wahre Freundschaft ist eben so weit von jeder Selbstsucht der Eifersucht entfernt, wie die wahre Liebe; sie ist eben so ganz Vertrauen, wie diese: weil sie, wie diese, der vollsten Erwiederung sich werth fühlt. Wenn sie daher auch wirklich die Kränkung erführe, daß ihre Ansprüche auf diese nicht erkannt würden: so wird sich das Gefühl dieser Kränkung bey ihr doch nie als Eifersucht, oder als Eifersüchteley äußern. Auch ist die Eifersucht in der Freundschaft noch weit thörichter, als in der Liebe, und pflegt von den nämlichen Nachtheilen, wie in dieser begleitet zu seyn. Denn die meisten Gründe, welche die Eifersucht in der Liebe zur Noth noch entschuldigen können, fallen bey der Freundschaft weg. Hier kann weder von einer Kränkung

unserer Ehre die Rede seyn, wenn unser Freund einen andern Freund mit gleicher oder auch mit größerer Liebe umfaßt, als uns selbst: noch ist die Freundschaft an sich selbst gleich untheilbar, wie die Liebe; und das Gefühl derjenigen, welche der reinsten und edelsten Freundschaft fähig und werth sind, ist gewiß reich und stark genug, um mehr als einen einzigen Freund mit inniger Liebe umfassen zu können.

54.

Die Stärke jeder sittlichen Liebe hängt von dem Grade der Klarheit und Entschiedenheit ab, mit welcher wir die Vorzüge des Gegenstandes unserer Liebe erkannt haben. So auch in der Freundschaft. Wenn wir daher den Freund recht lieben wollen, so muß unser Streben darauf gerichtet seyn, seine Vorzüge vollkommen kennen zu lernen. Diese Forderung kann leicht eine überflüssige scheinen: indem wir ja Jemanden erst dann, und eben darum zum Freunde wählen, weil wir gewisse Vorzüge an ihm bereits gefunden haben. Allein weder die Tugenden, noch die Fehler eines Andern haben wir mit Sicherheit erfaßt: so lange wir sie nur in einer allgemeinen Vorstellung, und nicht nach ihrer eigenthümlichsten Beschaffenheit erfaßt haben. Das aber können wir

nur durch eine strenge und sorgfältige Prüfung. Es ist leicht, einer solchen Prüfung einen gehässigen Namen zu geben: aber es bedarf wohl keines Beweises, daß es ohne sie kein sicheres Erkennen des Charakters des Freundes, und darum auch keine fest begründete Liebe zu demselben geben könne.

Daraus ergibt sich von selbst, was von der Meinung Derjenigen zu halten sey, welchen es ein Verrath an der Freundschaft zu seyn scheint, nach den Fehlern des Freundes zu fragen, und die glauben, die wahre Freundschaft bestehe darin, für die Fehler des Freundes kein Auge zu haben, und ihn mit allen seinen Fehlern zu lieben. Lieben mögen sie ihn mit allen seinen Fehlern, wenn diese nicht von der Art sind, daß sie den moralischen Abscheu bedingen: um ihn aber mit allen seinen Fehlern zu lieben, und ihm die Schwächen und Mängel, die sie heute gar nicht bemerken wollen, morgen nicht vielleicht als Verbrechen in die Rechnung zu schreiben, müssen sie diese Fehler kennen. Und wie wollen sie der ersten und wesentlichsten aller Pflichten der Freundschaft genügen, der Pflicht, den Freund besser zu machen: wenn sie für seine Fehler kein Auge haben?

55.

Denn daß der Pflicht, den Freund besser zu machen, unter allen Pflichten der Freundschaft der erste Rang gebühre, wird wohl niemand läugnen, der die Natur der Freundschaft, als einer sittlichen Verbindung, in Erwägung zieht. Die sittliche Liebe will ihren Gegenstand überall mit den höchsten und edelsten Vorzügen geschmückt sehen; und so auch die Liebe zu dem Freunde. Sie wünscht ihn nicht nur im Besitze der edelsten Vorzüge: sondern sie wünscht auch, daß der Werth derselben so allgemein und so vollkommen anerkannt werde, als sie selbst ihn anerkennt: und kein anderer Werth hat einen so entschiedenen und so allgemeinen Anspruch auf Anerkennung, wie der Werth des sittlichen Charakters; sie wünscht jeden Vorwurf von dem Freunde fern zu halten: und der sicherste Weg dazu ist, daß er von den Gebrechen frey sey, welche zu einem Vorwurf Grund oder Schein hergeben könnten. Auf diese Weise wird das Bestreben, den Freund besser zu machen, durch die Liebe zu dem Freunde selbst bedingt; und die Wahrheit dieser Behauptung bewährt sich nicht bloß den Gebildetsten und bey der vollkommensten Freundschaft, sondern überall, wo jene Liebe auch nur überhaupt wahr und aufrichtig ist.

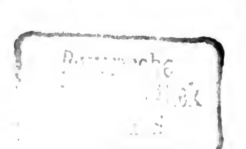
56.

Die Erfüllung dieser ersten und wichtigsten Freundschaftspflicht ist zunächst an zwey Bedingungen gebunden; beyde so wesentlich, daß hier, ohne daß ihnen genügt sey, weder an ein gehaltenes Streben, noch an einen glücklichen Erfolg zu denken ist. Die erste dieser Bedingungen ist, daß wir die Stufe der Veredlung, auf welcher wir den Freund zu sehen wünschen, zuerst selbst erschwungen haben, oder in dem Streben, sie zu erschwingen, ihm vorangehen. Denn wie soll Derjenige, der unter dem aufwärts Klimmenden steht, diesem die Hand biethen? wie Derjenige den Freund für die Tugend begeistern, der ihren Werth nicht selbst innig empfindet? und mit welchem Erfolge, und mit welcher Stirne ihn von Fehlern abmahnen oder zurückrufen, wenn diese Fehler ihm selbst, und vielleicht in einem höheren Grade eigen sind, als Jenem. Auch wird es, ist die Geltung der sittlichen Vorschrift gleich überall eine **unbedingte**, doch gerade in dem Verhältnisse des Freundes zum Theil schwerer seyn, als in jedem anderen, ihr die wirksame Anerkennung zu verschaffen, wenn sie nicht durch den sittlichen Charakterwerth des Ermahnenden unterstützt wird: weil bey der Vertraulichkeit eines solchen Verhältnisses der Zurechtgewiesene mit den Schwächen und

Mängeln des Zurechtweisenden genau bekannt ist, und jene Vertraulichkeit ihn leicht versucht, die Zurechtweisung oder Warnung geradezu abzulehnen. Übrigens muß noch dieses bemerkt werden, daß es bey dem eigenen sittlichen Werthe, dessen wir bedürfen, um auf seine Veredlung einzuwirken, nicht auf ein partielles Freyseyn von einzelnen ihm anklebenden Fehlern, noch auf ein partielles Übergewicht durch einzelne Vorzüge, sondern auf jenes festbegründete und stätige Streben nach der Ausbildung unserer moralischen Kräfte ankomme, ohne welche von sittlichem Charakterwerth überhaupt keine Rede seyn kann.

57.

Inzwischen ist der eigene sittliche Werth nicht die einzige Bedingung, um mit glücklichem Erfolge auf die Veredlung des Freundes einzuwirken. Wie überall, kann eine solche Einwirkung auch hier nur dann Statt finden, wenn sie im Allgemeinen auf eine richtige Kenntniß der menschlichen Natur, im Besonderen aber auf eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Freundes basirt ist. Dieses würde gar nicht bemerkt zu werden verdienen, wenn wir uns nicht gerade in dieser Hinsicht häufig eines wirklichen Leichtsinns schuldig machten, oder



von einem hier unbegreiflichen Irrthume zu Mißgriffen verleiten ließen. Denn anstatt, wie gewissenhafte Ärzte bey der Behandlung geliebter Angehöriger, bey Heilung der Gebrechen unserer Freunde scheuer und behuthsamer zu werden; gehen wir bey diesen oft weit zuversichtlicher und unbesonnener zu Werke, als wir es bey Fremden thun würden, oder es sonst zu thun gewohnt sind: weil wir bey einer vertrauteren Bekanntschaft mit dem Charakter und den Verhältnissen des Freundes leicht von vorne herein annehmen, daß unsere Einsicht hier eine vollkommen genügende sey. Sicher ist es hier weit öfter kecke Zuversichtlichkeit, die uns zu Mißgriffen verleitet, als Ängstlichkeit und feige Schüchternheit. Wie aber eben so wenig die eine, als die andere den Arzt vor solchen bewahren kann: so kann auch den Freund, welcher der Arzt des Freundes seyn will, nur richtige Einsicht in die Natur des Übels und die Bedingungen der Heilung dagegen sicher stellen. Und welche dringende Aufforderung, darnach mit der höchsten Besonnenheit zu streben, liegt nicht in der Liebe zu dem Freunde: und wie gerecht und schmerzlich müßte der Vorwurf, hier aus Leichtsinn geirrt zu haben, ihn nicht treffen, wenn er selbst ihn sich zu machen gezwungen wäre, oder wenn er ihm mit Recht von Anderen gemacht würde!

58.

Unter den Mißgriffen nun, welche wir bey dem Bestreben, den Freund besser zu machen, begehen können, ist zuerst vor jener Anmaßung oder Verbesserung Derjenigen zu warnen, welche ihre Ermahnungen, Ermunterungen, Warnungen und Rathschläge dem Freunde nicht sowohl mittheilen, als auf eine ungeschickte und beleidigende Weise aufzudringen suchen. Es gibt nämlich Menschen, welche mehr die Hofmeister, als die Genossen, ihrer Freunde seyn wollen, und die ihre Freunde nicht als solche, sondern wie ihrer Aufsicht untergebene Zöglinge behandeln. Diese Verkehrtheit kann, wie bereits angedeutet worden, in bloßer Unbescheidenheit, und einem Mangel von Zartgefühl ihren Grund haben; allein weit öfter entspringt sie aus Hochmuth, aus Übermuth, oder, was nicht der seltenste Fall ist, aus wahrer Herrschsucht. Wo aus Unbescheidenheit; da mag noch immer ein aufrichtiges Wohlwollen und eine treue Gesinnung damit bestehen; nicht aber, wenn aus Arroganz, Übermuth oder Herrschsucht. Denn diese beruhen überall auf Selbstsucht, die mit der Freundschaft durchaus unverträglich ist. Überdieß kann jene Verkehrtheit bey der wahren Freundschaft auch aus einem anderen Grunde nicht Statt finden. Diese nämlich ist ohne innige Liebe zu dem

Freunde nicht denkbar. Die Liebe aber will den geliebten Gegenstand über sich, oder mindestens auf gleicher Stufe, nie jedoch unter sich sehen; und findet sie ihn da: so sucht sie ihn mit der zartesten Schonung zu sich zu erheben. Wer aber Denjenigen, welchen er seinen Freund nennt, auf die angedeutete Weise aus wahrer Selbstsucht wie einen unmündigen Knaben, oder einen ungeschickten Diener behandelt: der muß ihn tief unter sich sehen; und sieht er ihn so: wie soll er ihn als Freund lieben, oder als Freund von ihm geliebt werden können?

59.

Wenn beym Ermahnen und Warnen des Freundes die Selbstsucht sich auch nicht in jener schroffsten Form äußert, ist sie mit dem innigen Wohlwollen der wahren Freundschaft darum nicht minder unverträglich. Es ist wohl ein seltener Fall, daß zwey Freunde an intellectueller und sittlicher Bildung sich vollkommen die Wage halten. Wenn nun ihre Freundschaft ächt ist: so wird derjenige, auf dessen Seite das Übergewicht ist, dieses, wo die Pflicht der Freundschaft selbst fordert, daß er es geltend mache, mindestens nicht ohne zarte Schonung geltend machen. Am meisten wird er sich hüthen, dabey der Eitelkeit Raum zu geben, oder auch nur eitel zu scheinen. Eitelkeit

nämlich ist der Freundschaft in einem solchen Falle immer nachtheilig, und oft verderblich. Denn von Zweyen Eines. Der Freund erkennt jenes Übergewicht entweder wirklich an: oder er erkennt es nicht an. Erkennt er es wirklich an: so ist die Schaulegung der Eitelkeit überflüssig, die Demüthigung um so entschiedener und kränkender; erkennt er es aber nicht an: so stellt jene sich um so entschiedener als Schwäche und Thorheit heraus. Wenn die Eitelkeit überall verletzt, und selbst dem entschiedensten Verdienste einen Theil seines Glanzes nimmt: wie sollte sie den Freund nicht verletzen, der von niemanden weniger eine Demüthigung erwartet, als von dem Freunde; und der, mit den Schwächen desselben genauer bekannt, als Andere, den Ansprüchen des Eitlen genauer, als Andere, nachzurechnen vermag.

60.

Ohne Freymüthigkeit ist nirgends ein entschiedenes, oder auch nur ein bedeutendes Einwirken auf die sittliche Veredlung Anderer möglich; also auch nicht in der Freundschaft. Auch ist das Recht, gegen den Freund freymüthig zu seyn, ein so allgemein anerkanntes: daß wir zwey Menschen, von welchen der Eine dem Andern dieses Recht bestritte, uns nie als Freunde denken könnten. Und welchen Grund

hätte auch der Freund, es dem Freunde zu bestreiten? da dieser die erste und edelste Pflicht der Freundschaft nicht genügen kann, ohne davon Gebrauch zu machen. Mag der freymüthige Tadel unserer Fehler und Verkehrtheiten für unser Selbstgefühl oder unsere Eitelkeit an sich selbst auch noch so kränkend seyn: von dem Freunde kann er uns unmöglich beleidigen, da eine Kränkung nur in so fern wirklich eine Beleidigung seyn kann, als derjenige, von welchem wir sie erfahren, die Absicht hat, uns zu kränken. Wie aber kann derjenige uns kränken wollen, der uns liebt, und der auch von uns geliebt zu werden wünscht? Selbst wenn der Fall einträte, daß der Tadel ein ungegründeter und ungerechter wäre: so könnte die Veranlassung desselben bey dem Freunde nur ein Irrthum seyn, den er jederzeit nicht nur bereitwillig, sondern mit Freude als Irrthum anerkennen würde. Wer also den Freymuth seiner Freunde nicht ertragen kann, scheint nicht sowohl Freunde, als Schmeichler, zu bedürfen. Mit Recht aber behauptet Cicero, »daß es keine schlimmere Pest für die Freundschaft gebe, und nichts Anderes mit dieser unverträglicher sey, als die Schmeicheley: da sie die Wahrheit vernichtet, ohne welche keine ächte Freundschaft bestehen kann. »Da das Wesen der Freundschaft darin besteht, daß aus mehreren Seelen gleichsam eine gebildet werde: wie könnte

dieses geschehen, wenn der Freund nicht eine sich immer gleiche Seele besitzt; sondern in seinen Gesinnungen und seinem Charakter schwankend, veränderlich und nie sich selbst gleich ist. Was aber kann haltungsloser und unstäter seyn, als die Seele des Schmeichlers, der sich nicht bloß nach dem Sinne und Willen, sondern selbst nach den Mienen und Winken Anderer richtet.«

61.

Inzwischen hat die Freymüthigkeit auch in der Freundschaft ihre Gränzen, welche sie nicht überschreiten darf, wenn sie nicht in die Gefahr kommen will, unbillig oder ungerecht zu werden. Diese Gränzen aber überschreiten wir dann, wenn wir dem Freunde seine Fehler und Mängel strenger und rücksichtsloser vorwerfen, als sie es verdienen. Beydes sollte man von einem Freunde nicht erwarten: und Denjenigen, die ihre Freunde recht innig lieben, wird es auch nicht begegnen. Sehr leicht aber Denjenigen, welche die Fehler ihrer Freunde nur nach einer allgemeinen Formel beurtheilen, und entweder nicht Scharfblick genug besitzen, den Umfang und die eigenthümliche Beschaffenheit derselben kennen zu lernen: oder die es nicht der Mühe werth finden, darüber eine sorgfältige Prüfung anzustellen.

Überdieß gibt es eine rohe und ungeschlachte Art von Freymuth und eine schonungslose Härte und Schärfe im Tadeln, die, wenn sie selbst überall tadelnswerth ist, doch nirgends weniger Statt finden sollte, als in der Freundschaft; nicht darum allein, weil wir die Gesetze der Humanität und schonender Milde bey dem Tadel Anderer nie aus den Augen setzen sollen: sondern weil wir, indem wir sie bey dem Freunde außer Acht lassen, doppelte Gefahr laufen, sowohl den Zweck unserer Ermahnungen gänzlich zu verfehlen, als auch seine Liebe zu verlieren. Denn wenn schroffe Härte und unmäßige Schärfe des Tadels überall erbittern; wie sollten sie diese Wirkung nicht bey Demjenigen hervorbringen, der in seiner Liebe zu uns, und vielleicht in der größeren uns selbst bewiesenen, ein unverletzliches Recht auf die unserige besitzt. Diejenigen aber, welche für die Härte und Schonungslosigkeit, mit welcher sie den Freund tadeln, eine vollwichtige Entschuldigung in ihrer guten Absicht, und in ihrer Liebe zu dem Freunde — die jedoch selbst nie vollwichtig seyn kann, weil diese keine Härte zuläßt — zu finden glauben, dürfen, um ihre ganze Verkehrtheit einzusehen, nur dieses in Erwägung ziehen, wie sie von dem Angegriffenen, Gekränkten und Aufgeregten verlangen, daß er in ihrer Härte selbst nur ihre Liebe sehe: während sie, die gegen ihn in jedem Falle

im Vortheil sind, die Liebe, welche sie ihrerseits ihm schuldig sind, vergessen; weil sie sich sonst eben zu keiner Härte würden verleiten oder hinreißen lassen.

62.

Allein nicht bloß der Humanität und Milde, auch des Zartgefühls soll der Freund nicht vergessen, wenn er in den Fall kömmt, den Freund tadeln, oder über seine Fehler und Mängel ihn zurecht weisen zu müssen. Dieses Zartgefühl verlangen wir von Jedem, der uns tadelt, oder zurechtweist: wie sollte es der Freund von dem Freunde nicht verlangen, der sich entweder mit Recht bewußt ist, oder sich wenigstens sehr leicht überredet, daß er es in dem gleichen Falle gegen diesen nicht verläugnen würde; und der für jeden Fall darauf ein wohlbegründetes Recht hat.

Es scheint schwer, die Forderungen des Zartgefühls mit jenen des Freymuths auszugleichen; und es ist schwer. Der Freymuth soll das sittliche Gebrechen ganz so darstellen, wie es wirklich ist: das Zartgefühl will dieser Darstellung das Kränkende und Verletzende nehmen; jener soll die Sonde bis auf den Grund in die Wunde bringen: dieses will dem Kranken jede schmerzhafte Berührung er-

sparen. Eines ist klar, daß eine Ausgleichung nach allgemeinen Regeln sich hier nicht feststellen läßt; allein Derjenige, der seinen Freund wirklich liebt, und dem das Zartgefühl überhaupt nicht fremd ist, wird diese Ausgleichung in dem besonderen Falle, wo es ihrer bedarf, nicht verfehlen. Er wird eben sowohl jede Verletzung desselben zu vermeiden suchen, als sich vor jener Schonung hüthen, die nur aus weichem Schwachmuthe schont, und im Ganzen sich wie ein liebevoller Arzt benehmen, der dem Kranken keinen Schmerz erspart, der eine nothwendige Bedingung seiner Heilung ist; und jeden Schmerz theilnehmend genug mit ihm fühlt, um ihm denselben zu ersparen, wenn er dieses nicht ist.

63.

Inzwischen kann es Fälle geben, wo die Pflicht selbst es von dem Freunde fordert, daß er mit der entschlossensten Entschiedenheit in das innere, oder selbst in das äußere Leben des Freundes eingreife; wenn dieser z. B. von irgend einer übermächtigen Leidenschaft überwältigt, und sich selbst ganz unähnlich und seiner selbst ganz unmächtig geworden, auf dem Punkt stände, sich gänzlich zu Grunde zu richten, und dem Verderben eben nur durch ein entschlossenes Eingreifen des Freundes gewaltsam

entrissen werden könnte. In einem solchen Falle müssen natürlich die besonderen Umstände entscheiden, wie viel dem Freunde erlaubt oder gebothen sey. Im Allgemeinen lassen sich nur zwey Regeln feststellen. Einmahl diese, daß er nicht zu den äußersten Mitteln greife, ohne durch die dringendsten Beweggründe dazu aufgefordert zu seyn, und, wenn dieses angeht, jedes mildere Mittel versucht zu haben; und dann, daß er auch von dem gerechtesten Unwillen sich nicht zur Erbitterung hinreißen lasse, und selbst in einem solchen äußersten Falle nicht schonungsloser zu Werke gehe, als es die Umstände erfordern, und die ruhig erwogene Pflicht der Freundschaft selbst es gebiethet.

64.

Das edelste und der sittlichen Natur der Freundschaft entsprechendste Mittel aber, den Freund vor Verirrungen zu bewahren, oder ihn von solchen zurückzuführen, ist es, die Kraft zum Guten in ihm zu wecken und fortwährend rege zu erhalten. Denn wie das Schlechte überall nur dadurch wirksam abgehalten und kräftig unterdrückt werden kann, daß die Kraft zum Guten entbunden, gefördert, ermuthigt, und bis zum klarsten Bewußtseyn ihrer Selbst gebracht werde: so ist dieses doch besonders dort der

Fall, wo es sich um das Entfernen oder die Veredlung fehlerhafter Anlagen, Neigungen und Bestrebungen handelt; eine Wahrheit, die im Allgemeinen anerkannt, und schwer zu verkennen, bey Bestimmung der Mittel, auf eine sittliche Entwickelung Anderer einzuwirken, von der Philosophie nicht nach ihrem ganzen Gewichte in's Auge gefaßt, in der Anwendung aber jeden Augenblick übersehen und außer Acht gelassen wird. Wir sind Alle eifriger darauf gestellt, das Schlechte auszurotten, als das Gute zu pflanzen, zu nähren, und groß zu ziehen. Wenn jenes nun allerdings nothwendig ist, um dem Guten Raum zu schaffen: so geschieht es doch häufig, daß wir über dem Streben, auch das kleinste Unkraut aufzusuchen und aus den Wurzeln zu ziehen, gar nicht zum Pflanzen gelangen können. Wie aber in einem aufschießenden Gehölze die gesunden Stämme überall die kränkelnden unterdrücken, und diesen zuletzt die Nahrung so weit entziehen, daß sie neben ihnen nicht aufkommen können, und zuletzt absterben müssen: so unterdrücken auch im Menschen die edleren Neigungen und Bestrebungen, wenn sie geweckt, genährt und gekräftigt werden, die unedleren und schlechteren; sie entziehen ihnen ebenfalls Nahrung und Gedeihen, und beschränken ihren Einfluß so sehr, daß er zuletzt gänzlich verschwindet und aufhört.

Darum soll auch bey dem Bestreben, unsere Freunde besser zu machen, unser nächstes Absehen darauf gerichtet seyn, die Keime und Anlagen zum Guten, welche in ihnen liegen, zu erforschen, und sie nicht bloß im Allgemeinen, sondern nach ihrer besonderen Beschaffenheit, und wie sie vermöge der letzteren am leichtesten und glücklichsten entwickelt werden mögen, kennen zu lernen; dann aber sie liebend zu pflegen, und zu einem kräftigen Gedeihen zu bringen. Vor Allem aber muß diese Aufmerksamkeit sich darauf stellen, zu entdecken, welche von den in unseren Freunden vorhandenen Anlagen zum Guten insbesondere geschickt sind, den Fehlern, welche wir an ihnen bemerkt haben, die Wage zu halten, oder über diese das Übergewicht zu gewinnen, und diese dann vorzugsweise zu pflegen: indem sie, wenn unser Bestreben gelingt, sie dann nicht nur von diesen Fehlern sich frey machen, sondern auch im Allgemeinen an sittlichem Gehalte dadurch gewinnen werden.

65.

Inzwischen muß bey dem Bestreben, auf solche Weise auf unsere Freunde einzuwirken, zunächst vor zwey Mißgriffen gewarnt werden, die dabey sehr häufig begangen werden. Manche nämlich wün-

schen in ihren Freunden durchaus Muster der Vollkommenheit und verkörperte Jedeale zu sehen. Nicht selten sind das Menschen, die selbst sehr weit davon entfernt sind, solche Muster zu seyn, und die Cicero, indem sie von ihren Freunden fordern, was sie selbst nicht leisten, oder nicht zu leisten vermögen, mit Recht als Unverschämte bezeichnet. Andere hingegen sind von einem solchen Vorwurfe zwar freyzusprechen, nicht aber von dem eines sehr unverständigen Irrthums: wenn sie nämlich von ihren Freunden einen höheren Grad von Vollkommenheit verlangen, als diese zu erreichen vermögen.

Andere endlich sehen in ihren Freunden wirklich verkörperte Ideale; sie dichten ihnen alle möglichen Tugenden und Vollkommenheiten an, und werden es nicht müde, diese gegen jene selbst, wie gegen Andere, zu preisen. Die Verkehrtheit und das Nachtheilige eines solchen Verfahrens liegt auf der Hand. Auch geschieht nichts häufiger, als daß dergleichen Menschen, wenn sie ihren Irrthum gewahr werden, von dem Übermaß der Bewunderung zu dem der entschiedensten und unbilligsten Geringschätzung überspringen.

66.

Das Bestreben, das Wohl und den Vortheil des Freundes auf jede mögliche erlaubte Weise zu fördern, ist eine so natürliche Frucht der Freundschaft, daß wir Denjenigen, der eine Aufforderung oder eine Veranlassung seinem Freunde nützlich zu werden, nicht etwa unbeachtet ließe, sondern sie nur nicht mit Eifer und Freude ergriffe, dabey aber dennoch denselben zu lieben behauptete, geradezu einen Heuchler nennen, oder ihn doch des ärgsten Widerspruches mit sich selbst beschuldigen würden. Wenn inzwischen Liebe zu unseren Freunden ein allerdings starker natürlicher Antrieb zu dem Bestreben ist, ihnen nützlich zu werden: so wird dieses dennoch nur dann fest begründet seyn, wenn wir es zugleich als eine strenge sittliche Pflicht zu betrachten gewohnt sind. Ob es eine solche sey, könnte nur Derjenige fragen, der für das Leben kein anderes Gesetz anerkennen wollte, als das des ausschließend den eigenen Vortheil berechnenden Eigennutzes. Wesentlicher aber sind bey dieser, wie bey jeder Pflicht überhaupt, zwey andere Fragen; einmal, wie wir sie am besten und zweckmäßigsten erfüllen können? und welche ihre Gränzen seyen?

67.

Was nun die erstere Frage betrifft: so erscheint auch hier eine richtige, mit Absicht und Sorgfalt erstrebte Einsicht als die Grundbedingung vollkommener Pflichterfüllung? Denn wie sollen wir das Beste des Freundes zweckmäßig fördern: wenn wir nicht klar und entschieden erkannt haben, was ihm wirklich gut, und wie dieses Gute für ihn am sichersten und vollständigsten zu erreichen sey? Das sieht zur Noth leicht Jeder ein; und dennoch werden die Pflichten der Freundschaft aus Leichtsinn und Flauheit kaum in irgend einem andern Falle häufiger verletzt, oder unvollkommener erfüllt, als in diesem. Denn wer nur im Allgemeinen, und nur im Moment der Aufforderung dazu, wenn gleich mit Ernst und Eifer, in Überlegung zieht, was dem Freunde nützen könne, hat der Freundespflicht noch keineswegs Genüge geleistet. Nur der wird sie treu erfüllt haben, welcher in jedem Falle, in welchem es sich um den Vortheil seines Freundes handelt, die Mittel, denselben zu fördern, mit der nämlichen Sorgfalt, Besonnenheit und Umsicht prüft, die er anwenden würde, oder dort anzuwenden gewohnt ist, wo sein eigener Vortheil in Frage steht. Und mit noch größerer und strengerer Sorgfalt, als wenn sein eigener Vortheil auf dem Spiele stände, mag er die

Prüfung anstellen, und nach allen Seiten hin sich umsehen, und sich unterrichten, um zu einem möglichst sicheren Ergebniß zu gelangen. Denn im Falle des Fehlschlagens eines ihn selbst betreffenden Entwurfes, trägt er allein die Schuld und die Folgen des Irrthums, oder der Unbesonnenheit, und ist darum auch nur sich selbst dafür verantwortlich. Nicht so, wenn er seinen Freund in Schaden und Nachtheil gebracht hat. Für Jeden, der tief und richtig empfindet, gibt es vielleicht überhaupt keine schmerzlichere und nachtheiligere Kränkung, als Denjenigen, die er liebt, und denen er nützen wollte, geschadet zu haben. Wenn ein solcher Schmerz schon selbst dann sehr empfindlich ist, wenn wir vielleicht nur die zufällige Veranlassung des Unglückes unserer Freunde geworden sind: um wie viel herber muß er nicht dort seyn, wo wir unsern Leichtsinn als die Ursache desselben anerkennen müssen!

68.

Ein unbedingtes Übergewicht an Einsicht in Betreff Desjenigen, was geeignet ist, das Glück und den Vortheil unserer Freunde zu fördern, ist in einzelnen Fällen sehr wohl denkbar: allein soll es das Recht haben, sich wirklich geltend zu machen: so muß es ein durchaus unzweydeutig entschiedenes seyn. Denn wenn es dieses nicht wäre,

und sich dennoch als ein solches geltend machen wollte: so würde ein solches Verfahren weit mehr von despotischem Eigensinne, als von der Treue der Freudschaft, an sich haben. Auch findet man wirklich Menschen, die ihre Herrschsucht sogar in die Freundschaft übertragen, oder vielmehr sie unter dem Gewande derselben verbergen; die immer bereitet sind, ihre Freunde zu unterstützen, und ihnen an die Hand zu gehen: allein die dabey durchaus verlangen, daß diese sich gänzlich ihrer Einsicht überlassen, und sich unbedingt in ihre Hand geben. Sie wollen lieber die Hofmeister und Vögte, als theilnehmende und liebevolle Berather ihrer Freunde seyn. Eine so selbstsüchtige Tyranney aber ist mit wahrer Freundschaft, deren Wesen, weil in Liebe, also auch in Freyheit besteht, durchaus unverträglich. Wie wahr es also auch seyn mag, daß wir über nichts leichter irren, als über unser wahres Glück, und die Mittel, es zu fördern: so sollen wir dennoch, wenn der Irrthum bey unsern Freunden sich nicht auf das unzweydeutigste und entschiedenste herausstellt, uns hier immer mehr nach ihrer, als nach unserer Überzeugung richten: und mehr ihre Wünsche, als die unserigen zu Rathe ziehen. Denn wie genau wir sie im Allgemeinen auch kennen mögen: selten werden wir sie genau genug kennen, um mit Sicherheit zu berechnen, in wie

fern Dieses oder Jenes für sie wirklich ein Glück sey, und wie viele heimliche Dornen es vielleicht für sie haben dürfte. Ein unscheinbares, aber sehr wahres Sprüchwort sagt: Des Menschen Wille ist sein Himmelreich; und nicht in der Freundschaft allein: überall sollten wir es mit zarter Schonung in Beachtung ziehen, wo wir die Sorge für das Glück Anderer auf uns nehmen. Ein aufgedrungenes Glück ist eben kein Glück; es kann Ansprüche an Dankbarkeit begründen: aber nicht leicht die Empfindungen einer frohen, dankbaren Liebe erzeugen.

69.

An einige andere Fehler, in welche Diejenigen, die nicht von einer festen Besonnenheit geleitet werden, bey dem Bestreben, ihren Freunden nützlich zu seyn, sehr leicht verfallen, soll hier nur kurz erinnert werden. So erregen Manche, von dem Unglück oder der Verlegenheit des Freundes lebhaft ergriffen, und indem sie mehr ihren guten Willen, als ihre Kräfte in die Rechnung nehmen, bei jenem leicht eine größere Zuversicht auf ihren Beistand, als zu erfüllen in ihrem Vermögen steht. Eben so gibt es einen ungestümen und unbesonnenen Drang, dem Freunde zu helfen, der diesem leichter schädlich, als nützlich werden kann: so daß der Freund, dessen Zu-

stand sie verbessern wollen, leicht an das spanische Sprüchwort erinnert werden mag: »Gott schütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich schon selbst schützen.« Am öftesten ist dieses der Fall, wo die Freundschaft wider die Gegner des Freundes Partey nimmt; und auch hier in den Erbfehler aller Parteysucht verfällt, kein Maß zu halten. Auch hat sie hier noch einen andern Mißgriff zu vermeiden; diesen nämlich, nicht durch den maßlosen Eifer, mit welchem sie das Gefühl der dem Freunde zugefügten Kränkung theilt, den Haß gegen die Beleidiger in ihm selbst noch leidenschaftlicher aufzuregen. Besser steht es ihr an, denselben zu besänftigen; und ganz eigentlich ist es ihre Rolle, nach unparteyischer Prüfung den Freund schonend auf das Unrecht hinzuweisen, durch welches vielleicht er selbst zu der Kränkung die erste Veranlassung gegeben hat.

70.

Über die Gränzen der Pflicht, das Wohl unsrer Freunde zu fördern, ist es minder schwer, theoretisch einen allgemein gültigen Grundsatz aufzustellen, als in der Anwendung desselben in einem besonderen Falle die rechte Gränze nicht zu verfehlen. Mit Recht verwirft Cicero den Grundsatz: daß wir gegen

den Freund so gesinnt seyn sollen, wie er selbst gegen uns gesinnt ist; und eben so einen anderen: daß unser Wohlwollen gegen unsre Freunde demjenigen gleichkommen soll, welches sie für uns hegen. Beydes nämlich, beschränkt die Ansprüche der Freundschaft zu enge: sowohl, daß wir uns nur so viel für unsre Feinde zu thun verpflichtet glauben, als wir für uns selbst thun würden: als daß nur so viel, als sie wirklich bereits für uns gethan haben. »Die wahre Freundschaft,« sagt er vortrefflich, »scheint mir reicher zu seyn, und mehr Überfluß zu haben, als daß sie so genau nachrechnen sollte, ob sie nicht mehr ausgebe, als einnehme; und sie braucht nicht ängstlich zu seyn, daß sie zu kurz komme, daß etwas verloren gehe, und daß sie des Wohlwollens und der Dienstleistungen zu viel auf den Freund häufe.«

71.

Die Pflicht, dem Freunde auf jede Weise beyzustehen, findet aber ihre moralische Gränze einzig darin, worin sie jede Pflicht findet, in einer höheren Pflicht. Wo sie durch diese nicht beschränkt wird: da wird wenigstens die edelste Freundschaft sich keine Gränze für ihre Bestrebungen setzen; am wenigsten die Rücksicht auf den eigenen Vortheil. Denn sie ist

ja Liebe: und die Liebe markt und mäkelt nicht; sie denkt immer an sich selbst zuletzt; das Geben macht sie seliger, als das Empfangen; und sie kennt in der Erwiederung der empfangnen Liebe nirgends eine andere Gränze, als die Pflicht, oder ihr Unvermögen.

Cicero glaubt, man müsse es hinsichtlich der Pflicht nicht auf das Genaueste nehmen. Wenn es sich gerade treffe, daß das Leben oder der Ruf des Freundes gefährdet sey: so dürfe man auch einem nicht ganz gerechten Begehren desselben willfahren: wenn nur nicht ein auffallendes Scandal die Folge sey (modo ne summa turpitudo sequatur). Man hat diese Stelle damit entschuldigen wollen, daß Cicero hier nur in Beziehung auf die Vertheidigung vor Gericht spreche. Ich kann nicht einsehen, was damit gebessert seyn soll. Eine bessere Entschuldigung findet sich, wenn man erwägt, aus welchem Gesichtspunkte Cicero schrieb; was die Stellung und die Verhältnisse eines römischen Staatsmannes forderten und erlaubten; vorzüglich aber, daß er selbst die richtigere sittliche Ansicht bey einer andern Gelegenheit (De Off. III. 10.) auf das Bestimmteste ausspricht. Nur darüber möchte man sich billig wundern, wie, da seiner Meinung nach die Freundschaft nur unter Tugendhaften bestehen kann, der Eine dieser Tugendhaften in den Fall kommen könne, einer Vertheidigung, die nur nicht gar

das höchste Scandal gebe, zu bedürfen, und der Andere diese Vertheidigung zu übernehmen.

72.

In einzelnen Fällen kann es uns sehr schwer werden, uns zwischen den Interessen eines Freundes, und jenen Anderer zu entscheiden, die uns entweder ebenfalls durch ein Band der Liebe angehören, oder gegen welche wir bestimmte Pflichten zu erfüllen haben: immer aber werden wir die Ausgleichung nur auf der Linie der strengen Pflicht treffen. Und schwer wird sie oft auch auf dieser zu finden seyn. Aus tausend Fällen, die hier gesetzt werden könnten, und leicht sich treffen können, einen. Ein Bekannter übermacht mir bey seinem Tode, im Vertrauen auf meine Rechtschaffenheit, eine Summe Geldes, um damit nach meinem Gutbefinden zum Besten seiner hinterlassenen Verwandten zu gebahren. Nicht auf gerichtlichem Wege; denn weder seine Verwandten, noch sonst Jemand soll wissen, aus welcher Quelle ihnen die Unterstützung zufließe; oder es soll ihnen mindestens so spät, als möglich, bekannt werden. Erst bey meinem Tode soll ich zu ihrem Vortheil testamentarisch darüber verfügen. Nun finde ich Gelegenheit, jene Summe mit bedeutendem Vortheil und mit der vollkommensten

Sicherheit auszuthun. Zu gleicher Zeit aber befindet sich mein Freund der nämlichen Summe wegen in der dringendsten Verlegenheit, und verlangt von mir, daß ich ihm jenes Geld als Darlehen überlasse. Er verspricht mir, wenn sein Unternehmen gelinge, die nämlichen Vortheile, die ich auf dem anderen Wege erhalten würde: ja er ist sogar im Stande, mir für die Hälfte der Summe volle Sicherheit zu geben. Die Wahrscheinlichkeit, daß seine Unternehmung mißlinge, ist aber eben so groß, wenn auch nicht größer, als daß sie ihm einschlage. Soll ich ihm das Geld geben? Nein!

Angenommen aber, davon, daß ich es ihm überlasse, hänge, da weder er, noch ich es auf andere Weise zu schaffen weiß, sein ganzer Kredit, sein ganzer Wohlstand, und seine und der Seinigen letzte Hoffnung, sich vor Schmach und Armuth zu retten, ab. Wie dann?

Angenommen, zu gleicher Zeit sey jenen Verwandten ein Glücksfall begegnet: so daß sie der ihnen zugedachten Unterstützung durchaus nicht weiter bedürfen; und zugleich angenommen, der Erblasser sey ein so wohlwollender Mann, und meinem Freunde so geneigt gewesen, daß ich überzeugt seyn kann, er würde jene Summe unter diesen Umständen dem Letzteren selbst überlassen haben. Wie dann?

Wenn ich meinem Freund überlasse, was nicht

mein Eigenthum ist: so fehlt mir ein sicher leitender Grundsatz auch für den Fall, wo mir derselbe nur für den dritten, vierten, zehnten, hundertsten Theil des Darlehns; oder wo er mir zuletzt gar keine Sicherheit geben kann, und die Wahrscheinlichkeit, daß er nur dieses selbst zurückzahlen könne, gegen jene, daß es verloren sey, sich wie Eins gegen Hundert verhält. Eines sicher leitenden Grundsatzes aber bedarf es für die Freundschaft, wie für jedes andere Lebensverhältniß; und wie überall ist die Ausgleichung streitender Pflichten auch hier nur in der richtigen Berechnung der höheren Pflicht zu finden.

Das Gefühl spricht in dem gegebenen Fall anders; auch das meinige. Ich gebe es zu, derjenige, in dessen Brust es nicht laut und dringend gegen die Pflicht spräche, oder der seine Stimme ohne Widerstreben zu unterdrücken vermöchte, könnte nicht Freund seyn, und keinen Freund verdienen. Aber das Glück wende sich von jenen Verwandten eben so schnell wieder ab, als es sich ihnen zugewendet, und eine Masse von Elend knüpfe sich an ihre Verarmung. Was spricht das Gefühl jetzt, wenn ich über ihr Eigenthum willkürlich verfügt habe?

Alles aber was er selbst ist, oder was sein ist: das soll und wird der Freund dem Freunde willig zum Opfer bringen. Und selbst hier kann der Fall eintreten, daß eine höhere sittliche Pflicht es ihm

verbiete. »Einen Unwürdigen um etwas anzusprechen, oder etwas von ihm zu erflehen,« sagt Cicero, »ist einem edlen Manne unanständig; aber es ist löblich, wenn wir es für einen Freund thun.« Das läßt sich zugeben. Allein wenn Jemand durch die streng bewahrte Tadellosigkeit seines Charakters das Vorbild für seine Mitbürger geworden wäre; wenn sein ganzer Einfluß auf sie von der Behauptung der sittlichen Würde seines Charakters abhinge, und er sollte einen anerkannt verächtlichen Menschen für seinen Freund um eine Gunst oder um Schonung bitten: so würde er das aus Rücksicht auf die Moralität Anderer ablehnen müssen; wenn er aber jener Bitte wegen nicht vermeiden könnte, mit jenem verächtlichen Menschen in ein engeres Verhältniß zu treten, das sein eigenes sittliches Fortschreiten nicht hinderte, aber doch erschwerte und gefährdete, auch aus Rücksicht auf seine eigene. Übrigens ist es unnöthig zu bemerken, daß die ächte Freundschaft hier keiner Selbsttäuschung über die wahren Beweggründe ihres Handelns ausgesetzt, und von nichts weiter entfernt ist, als von jener verächtlichen Falschheit, welche ihre eigensüchtige Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Weh des Freundes hinter der Maske unverbrüchlicher Achtung für das sittliche Gesetz zu verstecken sucht.

73.

Man könnte sagen: der Fall einer peinlichen Collision der Pflichten könne unter wahren Freunden gar nicht stattfinden: denn der Eine dürfe, und werde von dem Freunde nie fordern, was diesem zu gewähren unerlaubt seyn, oder schwerfallen könne. Das heißt, die Sache auf die Spitze stellen. Denn der Drang streitender Gefühle und Pflichten kann auf der Seite des Fordernden ein eben so peinlicher seyn, wie auf der Seite des Gewährenden; z. B. in obigem Falle, zwischen dem Wunsche dem Freunde eine peinliche Zumuthung zu ersparen, und der dringenden Aufforderung zu seiner und der Seinigen Rettung vor Schmach und Verarmung nichts unversucht zu lassen: wobey, wenn man annimmt, daß der Fordernde selbst, wenn gleich irrig, an das Gelingen seiner Unternehmung glaube, nicht einmahl das Pflichtgefühl ins Gedränge kommt; die Rücksicht auf den Freund aber vieles von ihrem Gewichte verliert.

Sehr wahr aber ist es: wenn die gegenseitige Liebe zweyer Freunde eine recht innige ist: so wird der Bedürfende das Zartgefühl im Heischen eben so wenig verläugnen, als sein Freund die Bereitwilligkeit im Gewähren. Denn das Zartgefühl ist das scheue Kind der Liebe, das nie von der Mutter

weicht, aus Furcht sie zu kränken. Darum wird der Freund dem Freunde seine Verlegenheit lieber sorgfältig verbergen, als sie ihm offen darlegen; wenn es für diesen schwer oder unerlaubt seyn könnte, ihr abzuhelfen: der Freund aber wird im Gegentheil, wenn er im Besitz der Mittel ist, dem Freunde die Hand zu biethen, nicht warten, bis dieser ihn zum Beystand auffordere: sondern seinen Bedürfnissen entgegenkommen; und wenn jener sie ihm aus Zartgefühl verbirgt, mit dem Scharfblick der Liebe sie errathen. Übrigens gibt es in der Freundschaft auch ein übertriebenes Zartgefühl: obwohl es bey der wahren Freundschaft gewiß nur sehr selten vorkommt; und nur dort, wo die Scheu von Andern etwas zu empfangen ein herrschender Zug des Charakters, und fast möchte ich sagen, eine kränkelnde ist. Auch sind dergleichen Naturen gewöhnlich zu unkräftig, um im vollen Sinne des Wortes Freunde zu seyn. Wo der Freund ohne Pflichtverletzung oder eignen Nachtheil helfen kann: da mag der Freund seine Hülfe unbedenklich in Anspruch nehmen. Er fordert mit gutem Recht, was er selbst jede Stunde zu leisten bereitet ist. Und überdieß, wenn irgendwo: so gilt es von der Freundschaft und der Liebe, »daß das Geben seliger mache, als das Empfangen.«

74.

Es ist überflüssig zu erinnern, daß, wenn wir gezwungen sind, dem Freunde einen Wunsch oder eine Bitte zu verweigern, die Verweigerung mit Milde und zarter Schonung geschehen müsse: keineswegs überflüssig aber sind zwey andere Erinnerungen. Und zwar erstens diese, bey der Verweigerung jede Zurückhaltung zu meiden, und die Gründe derselben dem Freunde so offen, als möglich, darzulegen; dann, diese Gründe ohne Schroffheit, aber mit der Entschiedenheit ihrer sittlichen Geltung geltend zu machen. Selbst jede Betheuerung unseres aufrichtigen Wunsches, helfen zu können, wo wir es nicht können, oder nicht dürfen, sey eine einfache und männliche. Dem Gefühl des Aufgeregten und durch die Versagung, wenn auch nicht Beleidigten, doch Bekränkten, zu schmeicheln, weckt leicht bey ihm die Vorstellung: daß der Freund, wenn er ihn wirklich liebte, nur diese Liebe und seine Bedrängniß, nicht aber das Pflichtgefühl zu Rathe ziehen würde. Verweigerte Hülfe bey dringendem Bedürfniß der Hülfe macht uns gegen den Versagenden überall leicht ungerecht; selbst wenn dieser unser Freund ist.

75.

Wenn wir aber unsern Freunden auch nicht immer helfen können: so steht es doch immer bey uns, ihr Unglück durch unsere Theilnahme zu mildern. Es gibt starke Seelen, welche der Theilnahme nicht bedürfen, und andere, welche sie störrisch von sich weisen; selten aber bis zu einem solchen Grad verschlossene, daß die Theilnahme eines erprobten Freundes keinen Zugang zu ihnen finden sollte. Auch ist die Theilnahme des Freundes, die älterliche, und in besonderem Falle die zärtlichst geliebter und zärtlichst liebender Kinder ausgenommen, vielleicht die wohlthuendste. Denn die Liebe des Freundes ist die Frucht freyer Wahl; er kennt uns am genauesten, und kann darum am richtigsten die Tiefe unseres Schmerzes ermessen; seine Denk- und Empfindungsweise ist, in den meisten Fällen wenigstens, der unsrigen innig verwandt; er kann, und wird also unsern Schmerz eben so, wie wir selbst, empfinden. Das ist bey Anderen, mit wie aufrichtiger Liebe sie uns auch ergeben seyen, nicht der Fall. Das zärtlichste Weib kann z. B. die Kränkung der Ehre des Mannes nicht so richtig empfinden, wie der Mann. Wie aufrichtig die Theilnahme des Weibes hier auch sey: auf einen gewissen Grad muß jene ihr immer fremd und un-

begriffen bleiben. Der Mann empfindet wie der Mann; der Freund ganz so, wie wir selbst.

76.

Wenn warm, innig, zärtlich: soll unsre Theilnahme an dem Unglück unsrer Freunde doch immer eine männliche bleiben. Es gibt eine weichliche Art von Theilnahme, die weichen Seelen ungemein wohlthut; aber sie meistens noch schlaffer macht, als sie schon sind. Die rechte Theilnahme des Freundes muß darauf gerichtet seyn, in dem Freunde die Kraft zum Widerstande gegen das Unglück zu wecken und zu erhöhen; und wenn dieses keine Abhülfe zuläßt, die Kraft es muthig zu ertragen. Nicht empfinden allein muß er mit dem Freunde: er muß für ihn denken und handeln. Wenn das weichliche Versinken im Schmerz mit Recht als eine Krankheit des Geistes betrachtet werden kann: so kann es das Gefährliche dieser Krankheit bey dem Freunde nur vermehren, wenn der Arzt, der ihn heilen soll, und dem er sich unbedingt hingibt, sich selbst von ihr anstecken läßt.

Endlich, da es die Bestimmung jedes Schmerzes ist, als ein Ferment unsrer sittlichen Entwicklung zu wirken, und dieser Zweck am sichersten und vollständigsten erreicht wird, wenn wir die Vorstellung

einer solchen Bestimmung klar erkannt haben, und dieser Erkenntniß gemäß sie zu nützen streben: so muß es das Streben des Freundes seyn, den Freund dieses Gewinns seines Schmerzes nicht verlustig gehen zu lassen. Die erste Pflicht des Freundes ist es nun dabey, zuerst sich selbst mit voller Sicherheit darüber klar zu werden, wie, und in welchem Grade der Freund an seinem Unglück selbst schuld sey; und dann erst mag er daran denken, wie er diese Erkenntniß bey jenem fördere, und ihn dahin bringe, sie zu nützen. Für das Erstere bedarf er der ruhigsten und umsichtigsten Besonnenheit; bey dem letzteren der schonendsten Milde. Dennoch gibt es auch in dieser Hinsicht eine weichliche Schonung, die um so verwerflicher ist, je nachtheiliger sie ist. Und gerade hier wird der Freund die redliche Bemühung des Freundes, wenn auch nicht sogleich, doch endlich gewisser, als in jedem andern Falle, anerkennen: wenn dieser, was er thun muß, mit festem Sinne, und, so weit es ihm immer die Pflicht gestattet, mit liebevoller Schonung zu thun weiß.

77.

Oft genug hat man es wiederholt, das Glück sey schwerer zu ertragen, als das Unglück. Wenn es nun wirklich so ist: so ist es gewiß, der Glück-

liche bedarf des Freundes dringender, als der Unglückliche. Es ist aber in der That so. Denn nur selten besitzt der Glückliche Besonnenheit und Mäßigung genug, um es nicht aus dem Auge zu verlieren, daß eben diese die Bedingungen seines Glückes sind; und niemand bedarf daher nothwendiger des treuen Warners, damit er ihrer nicht vergesse. Allein auf dieses Warnen allein beschränkt sich die Pflicht, an dem Glück des Freundes Theil zu nehmen, keineswegs. Wie nämlich das Unglück, so schließt auch das Glück bestimmte Aufforderungen an uns in sich, seine Gunst für die höchsten Lebenszwecke zu nützen; und nicht sicherer vermögen wir es an uns zu fesseln, als wenn wir jene Anforderungen richtig verstanden haben. Nicht also bloß freuen soll sich der Freund mit dem glücklichen Freunde: sondern er soll ihm die Meinung des Glückes, wenn er sie nicht selbst erräth, treu und verständig dollmetschen. Natürlich aber muß er sie zuerst selbst richtig begriffen haben; ein Verständniß, das gerade nicht immer sehr leicht, und nicht immer nach einigen allgemeinen Formeln zu erreichen ist.

Aber nicht an dem Glück und Unglück des Freundes allein soll der Freund theilnehmen: sondern an Allem, was diesen erfreut, kränkt, anregt, ermuntert, fördert, erhebt, oder niederdrückt. Diese Anschmiegsamkeit und Hingebung ist als natürliche Anlage

nicht jedem eigen: aber dem Freunde, der seinen Freund wahrhaft liebt, wird sie, mindestens in Beziehung auf diesen, nie fehlen. Auch kann er nur auf diese Weise des vollkommensten Glückes der Freundschaft theilhaft werden; des Glückes mit dem Freunde ganz Eins zu seyn, und in ihm und durch ihn ein doppeltes Leben zu genießen.

78.

Ich glaube über die Pflicht, in der Freundschaft treu, beharrlich und standhaft zu seyn, ohne mich aufzuhalten, hinweggehen zu dürfen. Bey der wahren Freundschaft kann eben so wenig von einer Pflicht der Treue und Beharrlichkeit die Rede seyn, als bey der wahren Liebe. Wo die Liebe oder die Freundschaft nach der Pflicht treu und standhaft zu seyn frägt: da sieht es um die eine, wie um die andere, bereits ziemlich mißlich aus. Inzwischen gibt es dennoch einen Fall, wo auch bey der vollkommensten Freundschaft von einer Pflicht der Treue die Rede seyn kann; z. B. wenn es nicht wesentliche Rücksichten gebiethen, nicht auf ein näheres Verhältniß zu Personen einzugehen, welches das zu dem bewährten Freunde trüben, oder ihm entschieden unerwünscht seyn könnte. Solche Verhältnisse gibt es: wenn gleich mit der Forderung,

den Freund zu berücksichten, nicht die ausgesprochen ist, jede Verbindung nur mit Berücksichtigung seiner Billigung, oder seines Geschmackes zu schließen. — »Die wahre Freundschaft kennt weder ein Mißtrauen gegen den Einfluß Anderer auf den Freund, noch wird dieser rücksichtlich seiner Treue gegen den Freund sich selbst mißtrauen.« — Die Freundschaft kann eben so wenig, als irgend eine andere sittliche Neigung, ihrer Unwandelbarkeit und Unerschütterlichkeit unbedingt sicher seyn. Wie oft ist das Band der Freundschaft nicht schon auf diese Weise zerrissen worden; entweder, weil die Verbindungen, in welche der Eine, obgleich gewarnt, sich hineinziehen ließ, ihn ihrer Natur nach gegen den Freund gleichgültiger machten. oder weil diejenigen, mit welchen er sich verband, es darauf angelegt hatten, ihn von demselben abzuziehen. Daß, wer seinen Freund aufrichtig liebt, an eine solche Umwandlung seiner Gesinnungen anfangs gar nicht glaube, liegt im Begriffe einer wahren, ihrer Gesinnung sich selbst bewußten Freundschaft: nur nicht unbedingt soll er sie für unmöglich halten; und wenn er gewahr wird, daß ein solches Verhältniß die Unbefangenheit desjenigen, welches ihn an den Freund knüpft, gefährdet, das erstere mit festem Sinne bey Zeiten zerreißen. Darin liegt in einem solchen Fall die Pflicht der Treue.

79.

Hier mag im Vorbeygehen ein Blick auf die Frage geworfen werden: ob neue Freundschaften den älteren vorzuziehen seyen, weil sich diese Frage bey Cicero findet. Mir scheint sie eine müßige zu seyn. Denn wer bey einem richtigen Sinn und festem Charakter den alten Freund wahrhaft liebt, und mit gleicher Liebe von ihm geliebt wird: der wird gewiß nicht in Versuchung kommen, den erprobten Freund gegen den noch ungeprüften zu vertauschen: oder auch nur diesem vor Jenem den Vorzug zu geben. Selbst wenn der neue Freund seiner Liebe gleich würdig wäre, wie der ältere, und in gleichem Maaß ihn liebte, wie dieser, würde er dennoch dem Älteren den Vorrang zugestehen, und zwar nicht aus Gewohnheit der Zuneigung: sondern aus Pflichttreue. Denn Jener, der ihn bereits so lange geliebt, und so viele Beweise seiner Liebe gegeben hat, hat ein strenges Recht an diesen Vorzug. Überträfe aber der neue Freund den älteren an gediegenen Vorzügen wirklich, und hätte er ihm wirklich größere und unzweydeutige Beweise seiner Liebe gegeben — ein Fall, der als möglich angenommen werden kann: — so würde er den neuen Freund zwar mehr lieben, und selbst mehr zu lieben verpflichtet seyn, als den älteren; diesem aber auch nicht

das Geringste von der ihm früher gewidmeten Liebe entziehen zu dürfen glauben. Jenes »des ältern Freundes Sattwerden,« (Satietates amicitiarum) kann also bey der wahren Freundschaft niemahls stattfinden; wohl aber bey einer sonst zwar aufrichtigen, aber durch Gediegenheit der Gesinnung und der Charakterkraft minder fest begründeten Freundschaft. Kann es aber da stattfinden: so ist es nur, wenn der Freund die Pflicht der Treue in dem Sinne bei Seite setzt, in welchem eben davon die Rede war.

Eine andere Warnung aber scheint mir hierher zu gehören. Die überwiegende Hinneigung zu dem neuen Freunde kann nur eine scheinbare, durch den Reiz der Neuheit veranlaßte seyn. Daß die ächte Freundschaft der Eifersüchteley keinen Raum gebe, ist bereits bemerkt worden. Dennoch mag der ältere Freund in einem solchen Falle sich leicht bekränkt fühlen. Da ist es dann an ihm, seine Empfindlichkeit zu unterdrücken, und eben dadurch selbst seine Ansprüche an den Vorzug in der Liebe des Freundes an den Tag zu legen.

80.

Da es eben so wenig eine wahre Freundschaft, als eine wahre Liebe ohne Achtung geben kann, und

wir gegen diejenigen, die wir achten, jederzeit bescheiden sind; so kann es überflüssig scheinen, der Bescheidenheit, als einer Pflicht der Freundschaft zu erwähnen. Inzwischen fehlen Freunde gegen diese Pflicht sehr oft; und zwar nicht bloß minder Gebildete: sondern selbst die Gebildetsten. Denn die Rechte freundschaftlicher Vertraulichkeit sind allerdings groß; und leicht werden die Besonnensten über die Gränze der Bescheidenheit hinausgeführt, während sie nur eben diese Rechte geltend zu machen glauben; oft um so leichter und sorgloser: je mehr sie sich bewußt sind, den Freund aufrichtig zu achten.

Am wenigsten wird derjenige in den Fall kommen, die Achtung gegen den Freund zu verletzen, der einerseits der Ansprüche desselben, geachtet zu werden: und andrerseits der wirklichen Achtung gegen denselben, als einer Pflicht, sich am klarsten bewußt geworden. In dieser Hinsicht genügt es aber keineswegs, jene Ansprüche des Freundes im Allgemeinen erkannt zu haben: sondern wir sollen uns viel mit ihnen beschäftigen, und sie nicht bloß kennen, sondern wie man zu sagen pflegt, durch und durch kennen lernen. Und welches Vergnügen könnte in der Freundschaft auch größer und erfreuender seyn, als uns mit demjenigen zu beschäftigen, was uns den Freund, welchen wir lieben, und von

dem wir geliebt werden, unsrer Achtung, und durch diese unsrer Liebe immer würdiger zeigt.

81.

Am wenigsten wird er dann die Achtung für Dasjenige an seinem Freunde vergessen, was Jeder in allen Verhältnissen des Lebens am höchsten anschlägt; am eifrigsten zu bewahren sucht, und was verletzt zu sehen, Jeder am wenigsten verträgt: ich meine Achtung für die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Freundes. Wo nicht eine strenge sittliche Pflicht es gebiethet: darf auch der Freund in die Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit des Freundes keinen Eingriff wagen. Im Allgemeinen ist diese Vorschrift klar und begreiflich genug: weil ein ihr widersprechendes Betragen sich überall unzweydeutig als Anmaßung zu erkennen gibt. In der That aber ist nichts schwerer, als im vertrauten Umgang die Selbstständigkeit und die Eigenthümlichkeit eines Andern zu ehren. Denn nicht davon zu reden, wie leicht uns die Vertraulichkeit verleitet, ihr in den Weg zu treten: so verletzen wir sie schon häufig durch die Zuversichtlichkeit und Rückhaltslosigkeit, mit welcher wir die unsrige geltend machen. Das kann für den Freund oft drückend, ja peinlich werden; ohne daß dieser, wenn er überhaupt sanfteren

und nachgibigeren Sinnes ist, es uns gewahr werden ließe. Ausgleichend aber wirkt zwischen dem Streben unsere eigene Eigenthümlichkeit geltend zu machen, und die des andern zu schonen, immer nur eine stäte Aufmerksamkeit auf uns selbst; und jenes Zartgefühl, welches im eignen Busen empfindet, was die fremde Brust verletzen könnte.

82.

Dieses Zartgefühl soll der Freund auch im Scherzen nicht verläugnen. Der Scherz strebt seiner Natur nach überall nach Ungebundenheit; der Ernst der Reflexion beschränkt, eine grüblerische Berechnung seiner Zuläßigkeit vernichtet ihn. Darum kann hier nur das Zartgefühl verhüthen, daß er nicht über die rechte Linie hinausschweife. Und auch bey diesem kann er noch leicht eine unbemerkte verletzbare Stelle treffen. Wer vollkommen sicher seyn wollte, seinen Freund durch keinen Scherz zu verletzen; der dürfte sich gar keinen Scherz erlauben; was dem Umgang unter Freunden eine seiner besten Würzen nehmen würde. Aber etwas Anderes kann er; dort den Scherz sogleich einhalten, wo er gewahr wird, daß dieser verletzt. Ihn über diese Linie hinaus fortzusetzen, wie leise das Mißfallen bey dem Freunde sich auch kund geben mag: kann weder mit

der feineren Achtung für denselben, noch mit einer zärtlichen Liebe zu ihm bestehen.

83.

Ich habe unter den Pflichten der Freundschaft keiner Pflicht dem Freunde zu vertrauen erwähnt. Aus dem natürlichen Grunde, weil es keine solche Pflicht gibt. Das Vertrauen ist eine Frucht, nicht eine Pflicht der Freundschaft. Es gibt eine Pflicht Anderen nicht zu mißtrauen: aber durchaus keine Pflicht ihnen zu vertrauen; und selbst der sprüchwörtliche Grundsatz: man müsse Jeden für gut und rechtschaffen halten, bis er Beweise vom Gegentheil gegeben habe, ist falsch. Weder für gut, noch für böse, muß ich den Andern halten, so lange ich nicht für das Eine, oder das Andere, hinreichende Gründe habe; und bin ich gezwungen, mich mit ihm einzulassen, eh' ich ihn kennen lernen konnte: so muß ich es darauf wagen, ob er sich als das Eine, oder als das Andere bewähren werde.

Selbst dem Freunde kann ich nur in so fern mit Sicherheit vertrauen, als ich ihn bereits als zuverläßig erkannt habe. Wenn demnach das Vertrauen dennoch mit Recht als eine der edelsten und beglückendsten Früchte der Freundschaft betrachtet werden darf: so ist das aus zwey Gründen; einmahl, weil die Innigkeit des Verhältnisses zu dem Freunde es

uns erleichtert, ihn auf das vollkommenste kennen zu lernen: und dann, weil seine Liebe zu uns, so wie die Beweise, welche wir selbst ihm von unsrer Liebe gegeben haben, wichtige Bestimmungsgründe für ihn seyn werden, uns die Treue zu bewahren.

84.

Sehr bekannt, und oft angefochten, ist der Grundsatz: Behandle deinen Freund so, als wenn er einst dein Feind werden sollte. Scipio, oder vielmehr Cicero, erklärt sich auf das entschiedenste dagegen. Er behauptet, keine feindseligere Behauptung sey gegen die Freundschaft ausgedacht worden, und kann durchaus sich nicht überreden, daß sie von Bias, einem der sieben Weisen Griechenlands, aufgestellt worden sey: vielmehr scheint sie ihm von irgend einem unreinen, hochmüthigen, und Alles nur nach seinem Vortheil berechnenden Menschen herzurühren. »Denn wie,« frägt er, »kann Jemand eines Andern Freund seyn, wenn er glaubt einst sein Feind werden zu können. Er wird in diesem Falle wünschen müssen; daß sein Freund sich recht oft vergehen möge: damit er ihm desto mehr Handhaben gebe, bey welchen er ihn künftig fassen könne; bey den guten Handlungen und glücklichen Unternehmungen seiner Freunde hin-

gegen wird er Kummer, Schmerz, und Neid empfinden müssen. Daher,« fährt er fort, »geht dieser Grundsatz, er mag von wem immer herrühren, auf die Vernichtung aller Freundschaft aus. Man sollte uns vielmehr anrathen, bey der Wahl unsrer Freunde vorsichtig zu seyn, und niemanden zu lieben, von dem wir glauben, daß wir einst dahin gelangen könnten, ihn zu hassen. Wenn wir aber in der Wahl auch nicht ganz glücklich gewesen: so sollten wir dennoch lieber Geduld haben, als auf den Ausbruch einer künftigen Feindschaft rechnen.«

85.

Cicero hat sehr Recht; und ich möchte die Vertheidigung jenes Grundsatzes durchaus nicht unternehmen. Inzwischen — und schon das wird einigen allzuwarmblütigen Enthusiasten in der Freundschaft Anstoß geben — ist mehr die schroffe Weise, auf welche er ausgedrückt ist, als der Sinn desselben unbedingt zu verwerfen. Ausgedrückt ist er denn allerdings so schroff, so schneidend, und das Gefühl für Freundschaft so tief verletzend, als möglich. Wenn aber selbst unter den auf das innigste verbundnen Freunden ein Zerwürfniß stattfinden; wenn, was mehr ist, und was der Psycholog zugeben muß, auch der edelste und zuverläßigste Charakter sich in

sein Gegentheil verkehren kann: so erscheint der wahre Sinn jenes Grundsatzes, daß man auch gegen den geliebtesten und zuverläßigsten Freund nicht alle Zurückhaltung bey Seite setzen müsse, keineswegs als verwerflich. Gänzlich überflüssig könnte er nur unter solchen Freunden scheinen, die beyde so vollendet sittlich vollkommene Wesen, und dabey in ihren äußeren Lebensverhältnissen so durchaus unabhängig wären: daß keiner von ihnen auch nicht das Geringste hätte, was nicht vor den Augen der ganzen Welt offen da liegen dürfte; eine Annahme, welche stark in's Gebieth des Idealen hinüber streift. Übrigens ist eine besonnene Zurückhaltung hier keineswegs mit Mißtrauen und bänglicher Verschlossenheit zu verwechseln, die beyde ihrer Natur nach mit der Freundschaft unverträglich sind.

Eine Art von Geheimnissen aber sollen wir auch dem geliebtesten und betrautesten Freunde verschweigen — die Geheimnisse Anderer. Das wird Jeder zugeben. Wenn ihm aber besonnene Zurückhaltung in dieser Hinsicht gut scheint: warum nicht auch hinsichtlich der eigenen Geheimnisse des Freundes? Jene werden nicht mehr gefährdet seyn, als diese. Die persönliche Liebe des Freundes zu dem Freunde könnte er anführen wollen; allein diese verletzt der Freund ja auch dann, wenn er die Geheimnisse Anderer verräth, die wir ihm unter dem Siegel der Verschwie-

genheit anvertraut haben. Inzwischen, mit seinem Eigenthum mag Jeder schalten, wie es ihm gut dünkt; nicht so mit Fremden. Welche Masse von Verdruß und Unheil entsteht nicht jeden Tag aus der Schwäche Derjenigen, welche ihre Plauderhaftigkeit mit der gemüthlichen Offenherzigkeit gegen den Freund verwechseln, die eben so richtig zu bestimmen weiß, was sie zurückzuhalten hat, als was sie mittheilen darf.

86.

Ich übergehe andere Pflichten der Freundschaft, weil sie von selbst, theils aus dem Begriffe der letzteren, theils aus den angeführten Pflichten zu fließen scheinen. Nur einer Pflicht will ich noch insbesondere erwähnen, der Pflicht gegen die hingeschiedenen Freunde; weil sie oft ganz aus den Augen gesetzt, noch weit öfter aber sehr unvollständig erfüllt wird. Wir verfahren überhaupt gegen die Todten nicht bloß rücksichtsloser, als gegen die Lebenden: sondern oft ohne alle Rücksicht, und so, als wenn wir keine Pflicht gegen sie hätten. Wir haben aber nicht nur Pflichten, sondern selbst strenge Pflichten gegen sie: wenn die Angriffe auf ihr Andenken sie gleich eben so wenig weiter erreichen, als die Beweise unserer Liebe. Denn was sie gewirkt und gewesen, lebt

fort in der Erinnerung; es ist ein Vermächtniß, welches sie den Ihrigen, den kommenden Geschlechtern und Jahrhunderten hinterlassen haben. Wenn wir ihre Verdienste nicht anerkennen: so bestehlen wir dieses Vermächtniß; wenn wir ihre Fehler höher anschlagen, als es diese verdienen, so verfälschen wir es. Mehr! Wenn wir sie uns nicht als gänzlich der Vernichtung heimgefallen denken: so lebt ihr Wille fort, daß ihrem Andenken Gerechtigkeit widerfahre; er lebt fort, als etwas Wirkliches; und als eine bestimmte Anforderung selbst für diese Welt, die sie verlassen haben. Mangel an Pietät gegen die Hingeschiedenen ist daher immer ein fast untrügliches Zeichen gedankenloser Flachheit, oder rücksichtsloser Leidenschaftlichkeit.

87.

Frägt nun jemand, wie wir uns gegen verstorbene Freunde verhalten sollen: so ist die Antwort leicht; eben so, wie gegen sie, als sie noch uns vereint waren. Denn der Freund stirbt für den Freund nicht; und mehr in diesem Sinne, als in jedem anderen ist es wahr, daß ächte Freundschaften ewig sind. Sein Bild bleibt uns immer gegenwärtig: und die Erinnerung an ihn ermuntert und erhebt, tröstet und beruhigt uns, wie

sein persönlicher Umgang während seines Lebens. Wenn nämlich sein Bild recht lebendig in unserer Seele geblieben: so entbehren wir seiner nicht, auch wenn er uns verlassen hat; so ist es uns jeden Augenblick gegenwärtig, was er an uns billigen, was er mißbilligen; was er loben oder tadeln, worüber er sich betrüben oder sich freuen würde; so daß wir auch nach seinem Tode seines Rathes, seines Zuspruches, seiner Ermunterung und seiner Theilnahme nicht entbehren, und ihn noch zu besitzen scheinen, nachdem wir ihn bereits verloren haben.

Besteht aber das Band der innigsten Vereinigung mit dem Freunde auf solche Weise auch nach seinem Tode noch fort, und lieben wir den Hingeschiedenen noch eben so wahr und treu, wie wir ihn im Leben geliebt haben: so werden sein Ruf, seine Ehre und sein Andenken uns jetzt noch eben so theuer seyn, als sie es uns einst gewesen, und wir werden in der Sorge, sie unverletzt zu bewahren, oder sie zu vertheidigen, nicht läßiger werden. Ja wir werden damit noch nicht alle Pflichten der Pietät gegen ihn erfüllt zu haben glauben. Wir werden auch die Hinterlassenen lieben, die ihm lieb waren, und die Sorge für sie als ein theures und heiliges Vermächtniß betrachten, durch welches wir auch jetzt noch auf das innigste mit ihm verbunden bleiben. Selbst das mag hier empfohlen werden, was wir für die Hinterlas-

senen thun, wenn diese unserer Sorgfalt nur nicht gänzlich unwerth sind, nicht auf das strengste nach ihrem Verdienste abzumessen; neben der Prüfung ihres Werthes oder Unwerthes auch die Stimme der Liebe zu dem hingeschiedenen Freunde zu Rathe zu ziehen; und sie so zu behandeln, wie er selbst bey seiner Zuneigung für dieselben, sie behandelt haben würde.

88.

Gleich zu Anfang seiner Mittheilungen über die Freundschaft führt Lälius aus dem Munde des Scipio die Äußerung an: »Nichts sey schwerer und treffe sich seltener, als daß die Freundschaft bis an's Ende des Lebens dauere.« Eines Widerspruches mit sich selbst darf man den Cicero inzwischen hier keineswegs beschuldigen, wenn er bey einer andern Gelegenheit behauptet, daß jede wahre Freundschaft ewig sey. Denn er unterscheidet ausdrücklich (cap. 21) zwischen der Freundschaft vollkommen weiser und tugendhafter Menschen, und zwischen der minder vollkommnen solcher, die das nicht sind (vulgares amicitiae). Jene wird gewiß eine unveränderliche seyn; ändert sich aber der Charakter des Einen oder des Andern in's Schlimmere: so ist eine solche Freundschaft eben weiter keine vollkommene;

oder, wie Cicero das Wort nimmt, sie ist weiter keine ächte und wahre.

Eine Auflösung der Freundschaft bleibt factisch auch zwischen den tugendhaftesten Menschen denkbar. Denn keine moralische Kraft ist in sich selbst so fest begründet, daß ihre Federn nicht nachlassen könnten; und niemand ist so tugendhaft, daß er nicht stufenweise in die tiefste sittliche Verderbtheit versinken, und sich selbst ganz unähnlich werden könnte. Der Schmerz des Freundes über einen solchen Fall seines geliebten Freundes ist gewiß eine der herbsten und tiefsten Kränkungen, welche ein edles Gemüth treffen können!

89.

Bey jeder anderen Freundschaft sind aber sehr vielfache Veranlassungen eines Zerwürfnisses denkbar; selbst wenn man nicht annehmen will, daß sie ganz gewöhnlicher Art sey. Auch ist noch ein anderer Grund vorhanden, die Untersuchung bey diesem Punkt festzuhalten. Denn Zwist und Zerwürfniß treten nicht bloß bey ausgebildeten Freundschaften ein, sondern auch bey reifenden, und in ihrer Ausbildung begriffenen. Diese aber können durch Vernachläßigung der Rücksichten einer besonnenen Klugheit leicht in ihrer Ausbildung gestöret werden, und

sich auflösen, eh' sie noch sich hinreichend befestigt haben. Denn ist die wahre Freundschaft auch in der Periode ihres ersten Wachsthums keineswegs eine so schwächliche und kränkelnde Pflanze, daß jeder feindselige Hauch ihr sogleich gefährlich werden könnte: so ist sie andererseits doch so zarter Natur, daß sie einer sorgfältigen Schonung und Pflege, eh' sie hinreichend tiefe Wurzeln geschlagen, nicht entbehren kann. Insbesondere kann es auf Jünglinge, die bey einer sonst glücklichen Gemüthsart wenig Energie des Geistes besitzen, den nachtheiligsten Einfluß haben, wenn ihre ersten freundschaftlichen Verbindungen aus ihrer eigenen, oder aus fremder Schuld, sich auflösen; und sehr oft geschieht es, daß der Muth und das Vertrauen, Freunde zu erwerben, dadurch bey ihnen, wenn nicht erstickt, doch jener glücklichen Unbefangenheit beraubt werden, ohne welche das gewünschte Ziel auch hier nur selten erreicht wird.

90.

Wie kein geselliges Lebensverhältniß, so kann auch die Freundschaft nicht ohne Nachgiebigkeit bestehen. Denn ein so vollkommener Einklang der Gesinnungen, Empfindungen und Bestrebungen, daß dadurch jede Veranlassung zu Zwist und Mißhelligkeiten ausgeschlossen würde, ist ein Unding. Die

Nachgiebigkeit selbst aber ist eine erzwungene, oder eine freywillige. Eigentlich verdient die letztere allein diesen Namen; das erzwungene Nachgeben höchstens dann, wenn die Geneigtheit dazu durch den Zwang, ohne vollkommen klares Bewußtseyn der moralischen Beweggründe dazu, eine habituelle geworden ist. Freywillig aber geben wir nach aus Schwäche, aus Liebe oder aus Grundsatz. Die erste Art von Nachgiebigkeit hat keinen; die zweyte, für sich allein, nur einen bedingten; die dritte Art allein hat einen, wenn gleich nicht durchaus unbedingten, doch zuverläßigen und sicheren Werth. Der Grundsatz aber, aus welchem sie hervorgeht, ruht eben auf der zur vollen Klarheit gediehenen Überzeugung, daß kein geselliges Lebensverhältniß ohne diese nothwendigste aller socialen Tugenden ungetrübt bestehen und erhalten werden könne. Wenige Menschen sind daher nachgiebig aus Grundsatz. Die Nachgiebigkeit der Meisten geht aus einer Mischung von instinctmäßiger Schwäche, oder im besten Falle aus Wohlwollen, mit jener halbklaren Überzeugung hervor.

91.

Wir können nur dann auf die rechte Art nachgiebig seyn, wenn wir unseres Rechtes, es nicht zu seyn, uns klar bewußt sind. Jede andere Nachgie-

bigkeit ist nicht bloß werthlos: sie wird selbst leicht gefährlich; auch unter Freunden. Denn fehlt ihr ein sicherer Maßstab: so wird sie heute zu viel, und morgen zu wenig nachgegeben zu haben glauben; und jeder Schritt über das rechte Maß hinaus wird einen falschen Schritt nach der entgegengesetzten Seite hin zur Folge haben. Nur wenn wir uns klar bewußt sind, wie viel wir von unserm Rechte aufgeben müssen oder wollen, kann unsere Nachgiebigkeit ein entschiedenes Gepräge haben; und nur dann kann sie vermitteln und ausgleichen. Ohne dieses entschiedene Gepräge erscheint sie, wie gesagt, überall als Schwäche, oder mindestens als Haltungslosigkeit: deren eine mit der Freundschaft, die überall Charakterfestigkeit als Grundlage fordert, so unverträglich ist, als die andere.

Am zweydeutigsten ist die Nachgiebigkeit Derjenigen, die eine sehr lebhafte Empfindlichkeit besitzen. Schon früher ist bemerkt worden, daß Menschen dieser Art zur Freundschaft wenig geeignet sind. Sie legen nämlich ihre Empfindlichkeit auch gegen den Freund nicht ab: leicht verletzt sie auch von diesem, bald der leichteste Tadel, bald ein unbefangener Scherz. Im Gegentheil, sie setzen jede wirkliche oder eingebildete Kränkung ihm weit höher in die Rechnung, als Anderen: weil jener als Freund sie am wenigsten hätte kränken sollen. Bey ihnen ver-

mag selbst ihre Nachgiebigkeit, wenn sie es ja einmahl über sich gewinnen, ihre Empfindlichkeit zu unterdrücken, nichts auszugleichen. Sie geben nämlich das Gefühl der empfangenen Kränkung nicht auf, sondern halten es zurück, und ihre Nachgiebigkeit dient nur dazu, dieses Gefühl zu schärfen. So häuft sich denn durch ihr Nachgeben selbst — nie ein freywilliges aus Grundsatz oder Liebe: sondern immer ein solches, das entweder durch die Umstände erzwungen, oder sie sich mühsam abgerungen — der Stoff inneren Verdrusses immer mehr, und veranlaßt sie zuletzt, wenn sie leidenschaftlichen Gemüthes, zu einem gewaltsamen Bruche mit dem Freunde: oder entzieht der Liebe zu diesen so stätig ihre Nahrung, daß sie, ohnedieß nicht sehr kräftiger Natur, immer mehr hinschwindet, und endlich gänzlich auslöscht.

92.

Ein zweytes Mittel, Mißhelligkeiten mit Freunden zu vermeiden, ist jene Vorsicht, die überall das Unangenehme und Nachtheilige am besten und sichersten zu vermeiden lehrt. Vielleicht scheint es Manchen mit dem Begriffe einer wahren Freundschaft geradezu im Widerspruche zu stehen, daß der Freund im Vorhinein Berechnungen anstelle, wie er es anfangen solle, seinen Freund nicht zu beleidigen.

Wenn er unter wahrer Freundschaft eine solche Vollkommenheit derselben versteht, wie sie unter den besten und tugendhaftesten Menschen, wenn gleich gewiß nicht häufig, vorkommt: so mag er Recht haben; obwohl selbst solche Freunde der Vorsicht nur darum, und nur in sofern entbehren können, als die Reife ihres sittlichen Erkennens und Gefühls, so wie ihre warme und innige Liebe zu dem Freunde, sie jeden Mißgriff, den sie hier begehen könnten, leicht früher wird gewahr werden lassen, als sie ihn wirklich begehen. Andererseits muß man bey der Forderung jener Vorsicht nicht an eine bänglich befangene, und noch weniger an eine engsinnige und pedantische Berechnung möglicher Veranlassungen zu Zwistigkeiten denken. Wer aber nicht zugeben wollte, daß jene Vorsicht, die mit unbefangener Ruhe den prüfenden Blick auf die besonderen Veranlassungen zu Mißhelligkeiten wendet, die sich aus unsern eigenen, wie aus unserer Freunde Charakter und Verhältnissen entwickeln können, keineswegs eine überflüssige oder unersprießliche sey: der müßte in der That nicht wissen, wie leicht der Samen des Bösen überall anfliege, wie schnell er Wurzel fasse, und wie üppig er fortwuchere.

93.

Ist aber die Saat des Zwistes unter Freunden wirklich aufgeschossen, es sey, daß die Fehler und Mißgriffe dieser selbst ihr einen gedeihlichen Boden bereitet, oder daß fremde Hände sie ausgestreut haben: so bedarf es eines entschlossenen Zugreifens, um sie auszureuten. Wie überall bedarf es auch hier der Entschiedenheit des Wollens, wie des Vollbringens; und, wie in jedem anderen Lebensverhältnisse ist auch hier der schlimmste Fluch — Halbheit. Kein anderer Samen nämlich breitet seine Wurzeln weiter aus, und wuchert üppiger in der Menschenbrust, als der des Hasses: weil keiner aus jeder unserer verderbten Neigungen, in ihrem wirklich ausgebildeten Wechselverhältnisse, wie durch das Medium der Phantasie, so vielfache Nahrung zieht, und seine Wurzeln so vielfach mit ihnen verschlingt, wie der Haß. Wo wir seine Saat daher nur zur Hälfte ausrotten: da muß die übrig bleibende Hälfte die andere nothwendig in kurzer Zeit wieder überwuchern. Und nicht das allein. Denn jetzt entzieht die Unheilssaat, indem sie die bessern Keime unterdrückt und erstickt, denselben nicht bloß jede Nahrung: sondern auch diese besseren Keime, erst in ihrem Gedeihen unterdrückt und aufgehalten, dann kränkelnd und faulend, dienen jetzt selbst ihr zur

Nahrung. Der überschwellende Haß verwandelt Alles in Gift; selbst die Liebe.

94.

Wie in jedem anderen Falle, beruht auch hier Werth und Erfolg der Entschiedenheit im Handeln auf der Klarheit und Richtigkeit des Erkennens. Damit dieses aber ein richtiges seyn könne, bedürfen wir der Unbefangenheit. Sie scheint bey Mißhelligkeiten zwischen Freunden leichter, als in jedem anderen Falle Statt finden zu können. Denn wie der Freund auch Ursache haben möge, auf den Freund zu zürnen: so wird die gewohnte Liebe zu diesem doch selbst in solchem Falle ihr Recht behaupten, und mindestens so viel vermögen, daß er demselben unbefangen wenigstens in Dem Recht zugestehe, wo das Recht wirklich auf seiner Seite ist. Man kann das zugeben, obwohl die aufgeregte Leidenschaft leicht auch diese Gränze überspringt. Die Befangenheit kann aber hier auf eine andere Weise, nämlich gerade daraus entstehen, daß wir bey Beurtheilung eines solchen Falles vorzugsweise unbefangen zu seyn glauben; einmahl, weil wir uns keiner früheren Parteylichkeit gegen, sondern eher für den Beleidiger bewußt sind: und dann weil wir über den Charakter und die Stellung desselben von vorne her-

ein im Reinen zu seyn glauben. Wahrhaft unbefangen aber können wir bey Mißhelligkeiten mit unseren Freunden nur dann seyn, wenn wir mit dem festen und klargedachten Entschlusse es zu seyn, Antheil und Schuld, die wir selbst, jene, oder fremde Personen daran gehabt haben, nach allgemein gültigen Grundsätzen so prüfen, als ob weder wir selbst, noch unsere Freunde, in der Sache Partey wären.

95.

Denn bey allen Mißhelligkeiten oder Zerwürfnissen mit unsern Freunden tritt gewöhnlich einer von drey Fällen ein: daß nämlich zunächst wir selbst, oder daß unsere Freunde, oder endlich, daß fremde Personen die Schuld derselben tragen.

Wenn es ganz offen auf der Hand liegt, daß diese Schuld uns, und uns allein zur Last fällt: so liegt es auch offen auf der Hand, daß es uns allein zustehe, die Kränkung aus Irrthum, Unbedachtsamkeit oder Übereilung — nur diese drey Fälle sind denkbar, so lange die Freundschaft wirklich besteht — gut zu machen; und die Bereitwilligkeit, die Aufrichtigkeit und der Eifer, mit welchem wir es thun, kann in jedem einzelnen Falle als ein sicherer Maßstab des Gehaltes unserer Freundschaft gelten. Nicht immer aber liegt die Schuld auf einer Seite

allein; und nicht immer ist das ganz unzweydeutig herausgestellt. Dann treiben Eitelkeit, Stolz, Hochmuth, und alle anderen Beweggründe, die uns verleiten, gegen uns selbst falsch zu seyn, ihr schlechtes Spiel bey dieser Veranlassung, wie bey jeder andern, wo ihr Interesse in's Gedränge kömmt. Diese Falschheit aber ist eben der wahre Verrath an der Freundschaft; und in der That ein schlimmerer, als der, welcher aus Eigennutz um äußere Vortheile betrügt: denn er frevelt, und richtet sich feindselig gegen die Liebe, die er selbst zu dem Freunde zu haben vorgibt, und die er von diesem empfängt. Überdieß, da die Freundschaft eine sittliche Verbindung ist, so zerstört diese Falschheit ihre ganze Grundlage: da wahr zu seyn gegen uns selbst die erste und unerläßlichste Bedingung alles sittlichen Strebens ist.

96.

Oft ist falsche Scham die nächste Triebfeder solcher Verkehrtheit. Sie kann selbst dort noch wirken, wo die Schuld offenbar ganz, oder ohne Vergleich zum größeren Theil, die unsrige; z. B. wenn die Veranlassung, bey welcher wir den Freund kränkten, zugleich einen unserer Fehler offen darlegte, den er, ohne Gehör zu finden, sonst schon oft an

uns getadelt hätte. Übrigens, was man immer zur Entschuldigung der falschen Scham sagen mag: nichts kann dem Beleidigten gegenüber Geltung haben. Dem Beleidigten gegenüber besteht für den Beleidiger die unbedingte Pflicht anzuerkennen, daß er beleidigt habe. Selbst die Versöhnlichkeit — einzig jene Geneigtheit, jede Beleidigung zu verzeihen, die aus christlicher Milde hervorgeht, ausgenommen; die nur mit Unrecht Versöhnlichkeit genannt wird, weil sie jeden Groll ausschließt — selbst die Versöhnlichkeit ist die Schwäche eines Pinsels, wenn sie diese Anerkennung aufgibt. Und nicht nur das; sie verletzt in diesem Falle selbst eine sittliche Pflicht: die Pflicht, die Geltung der sittlichen Idee aufrecht zu erhalten. Verzeihen mag der Freund dem Freunde, wie Jeder Jedem; ihn nicht hassen, sondern ihn lieben; aber daß er sich mit ihm versöhne, das heißt, in das frühere Verhältniß mit ihm zurücktrete, ohne daß Jener die ihm zugefügte Kränkung als eine solche anerkenne, enthält einen Widerspruch in sich selbst: da der Beleidiger die Kränkung, die er nicht als eine solche anerkannt hat, dann zuverläßig bey der ersten sich darbiethenden Gelegenheit wiederholen wird. Übrigens ist es klar, daß es kein dem sittlichen Begriffe der Freundschaft entsprechenderes, und, wenn uns nur ein reiner, fester Wille nicht fehlt, selbst kein zuverläßigeres Mittel gebe, den

Freund zur Anerkennung seiner Schuld zu bewegen, als diese Anerkennung durch die Beharrlichkeit unserer Liebe und die strengste Erfüllung jeder Pflicht der Freundschaft zuletzt von ihm — zu erzwingen.

97.

Allein nicht bloß die Anerkennung der Kränkung, auch Genugthuung dafür ist der Freund dem Freunde schuldig, wie der Beleidiger dem Beleidigten überall, und für jede Kränkung. Und zwar eine doppelte: einmahl für die Beleidigung an sich, und dann für die gekränkte Liebe des Freundes. Je reiner und aufrichtiger die Freundschaft ist: desto unbedingter wird der Freund die Pflicht, diese Schuld an den beleidigten Freund abzutragen, anerkennen, und desto redlicher und gehaltner wird sein Bestreben seyn, sie zu erfüllen. Abtragen kann er sie aber nur durch verdoppelte Liebe; denn für die gekränkte Liebe ist Liebe das einzige Heilmittel. Doch auch dabey muß vor einem sehr gewöhnlichen Mißgriff gewarnt werden. Warmblütige Menschen, die mehr von Wallungen, als von Grundsätzen geleitet werden, suchen gewöhnlich, wenn sie ihre Freunde erst gekränkt, und dann sich mit ihnen versöhnt haben, das Gleichgewicht durch ein Übermaß von lebhaften, wenn auch nicht tief empfundenen Äußerungen ihrer

Reue, und dann ihrer Liebe, wieder herzustellen. Mir sind solche Menschen, die uns heute überschwenglich liebkosen, morgen in jedem Anfalle von übler Laune oder Gereiztheit uns überschwenglich beleidigen, und übermorgen ihre überschwenglichen Liebkosungen verdoppeln, um uns die Beleidigung vergessen zu machen, von jeher recht innerlich widerwärtig gewesen. Wie ihre Freundschaft bey der Bestandlosigkeit ihres ganzen Wesens überhaupt nichts werth ist: so auch ihre Reue. Wenn es uns wirklich tief kränkt, den Freund verletzt zu haben: so werden wir das rechte Mittel, ihm dieses zu zeigen, gewiß nicht verfehlen. Dieses Mittel aber besteht allein darin, streng und sorgsam über uns zu wachen, daß wir den Freund, den wir versöhnt haben, nicht auf's neue beleidigen. Es gibt in dieser Hinsicht ein Zartgefühl, das, weil es immer nur die Frucht der aufrichtigsten und lautersten Gesinnung ist, sich weder leicht verkennen läßt, noch leicht verkannt werden wird.

98.

Wenn wir selbst von einem unserer Freunde beleidiget werden: so ist die Pflicht, sich gegen den Beleidiger versöhnlich zu zeigen, eben so eine doppelte, wie bey diesem die Pflicht, uns für die Beleidigung

genug zu thun; einmahl nämlich die sittliche Pflicht im Allgemeinen: und dann die Pflicht, die Rechte der früheren Liebe des Freundes anzuerkennen. Denn geliebt hat er uns doch vor der Zerwürfniß mit uns; sonst würde überhaupt von keiner Freundschaft, sondern nur von Heucheley auf seiner, von Irrthum auf unserer Seite die Rede seyn können.

Es gibt eine überschwengliche Milde, nicht aus einer durch die Lehre des Christenthums geläuterten Gesinnung, sondern aus bloßer Weichheit des Gefühls, die uns räth, dem Feinde nicht bloß zu verzeihen, sondern die Beleidigung durchaus nicht für eine solche zu nehmen, gänzlich darüber hinaus zu gehen; den Blick von ihr ab einzig auf die Beweise der Liebe zu wenden, die der Freund uns schon gegeben habe, und die Empfindungen der Liebe zu ihm um desto lebhafter zu erwecken, je mehr er uns Veranlassung gegeben habe, über ihn empfindlich zu seyn. Das Mittel mag gut seyn, der Beleidigung ihren Stachel für den Augenblick zu nehmen, vielleicht auch für die Dauer: wenn der Freund durch diesen Überschwung von Milde, selbst in so fern sie größeren Theils als Schwäche erscheint, gewonnen, und zur Anerkennung seines Unrechts bewogen wird; was allerdings der Fall seyn kann. Inzwischen, glaube ich, ist es hier eben so, wie in jedem anderen Falle, das Beste, die Sache unbefangen gerade

so zu sehen, wie sie ist; die Kränkung nämlich einerseits; die Gründe sie zu entschuldigen und zu verzeihen andererseits. Wenn mir die Pflicht, sie zu vergeben, vollkommen klar geworden: so werde ich sie für immer vergeben; und wenn alle Gründe, welche sie mildern und entschuldigen: so werden diese Gründe für immer ihr Gewicht behalten. Nicht so, wenn ich mich überrede, die Sache sey nicht, was sie ist; oder wenn ich meine Geneigtheit zur Versöhnlichkeit an künstlich, also durch Falschheit erzeugte Wallungen knüpfe: weil Alles, was in unsern Empfindungen erkünstelt ist, Falschheit gegen uns selbst ist von vorneherein.

99.

Es hieße die Forderung, daß bey Mißhelligkeiten unter Freunden die Versöhnlichkeit zunächst auf Anerkennung der sittlichen Pflicht hervorgehen solle, geradezu verkennen, wenn man sie so verstehen wollte, als würden die Ansprüche ihrer wechselseitigen Liebe dadurch ausgeschlossen. Diese Liebe ist ja selbst Pflicht; ihre Anerkennung als solche kann die Geneigtheit zur Versöhnlichkeit nur fördern: so wie die Liebe als Empfindung die Erfüllung derselben uns nicht bloß leicht, sondern selbst angenehm macht; und da die Liebe Alles trägt, und Alles dul-

det, und Alles verzeiht und vergißt: so werden wir dem Freunde mit der Versöhnung sogar entgegen treten. Viele fordern es unbedingt, daß die Versöhnlichkeit bis zu diesem Punkte gehe. Ich widerspreche nicht; ich billige selbst diese Forderung; doch billige ich sie nicht unbedingt. Die Gränze, wo sie aufhört, ist, glaube ich, nicht schwer zu bestimmen. Sie mag dem Freunde so weit entgegen gehen, als sie will: wenn sie weiß, daß jener die Beweggründe ihres Entgegenkommens für das nehmen werde, was sie sind. Man nenne das kein Markten und Mäkeln um Liebe und Versöhnung. Allein da hier von keiner vollkommenen Freundschaft die Rede ist — diese bedarf überhaupt keiner Versöhnlichkeit, weil sie weder beleidigt, noch beleidigt wird — so können bey einer gewöhnlichen Freundschaft, welches Wort hier gerade wieder nicht nach seiner geringsten Werthung zu nehmen, alle jene fehlerhaften Neigungen, die sonst bewirken, daß wir die lauteren Beweggründe Anderer verkennen, leicht auch hier ihr Spiel treiben. Wo aber Stolz, Hochmuth, Eitelkeit u. s. w. die Liebe in dem Entgegenkommen des Beleidigten verkennen: da empfängt dieser eine neue tief verletzende Kränkung; und wenn er nicht bis zu dem Grade langmüthig ist, daß er auch diese nicht empfindet: so kann der Riß, welchen er zusammenfügen wollte, dadurch nur noch größer werden.

100.

Will aber der beleidigte Freund dem Freunde entgegen kommen: so geschehe auch dieses mit Entschiedenheit, und mit Zartgefühl. Jede Halbheit wird hier, mindestens in der Meinung des Freundes, dem die Versöhnung geboten wird, mehr die Empfindlichkeit, als die Versöhnlichkeit und die Liebe des Beleidigten herausstellen. Des Zartgefühls aber bedarf er nicht bloß, um der angebotenen Versöhnung für seinen Freund das Drückende zu nehmen: sondern um diesem sowohl jene Unbefangenheit zu geben, ohne welche eine Mißhelligkeit nicht für ausgeglichen gelten kann, als um sie für sich selbst zu gewinnen. Dazu reichen Ueberlegung und ein entschlossenes Wollen keineswegs aus; ja sie erzeugen wohl selbst die Befangenheit, welche sie entfernen sollen. Das Zartgefühl allein kann uns hier unbefangen machen: weil es uns sicher leitet, ohne uns, wie die Reflexion, vorher unsicher zu machen.

101.

Endlich können zunächst Andere die Schuld der Mißhelligkeiten zwischen Freunden tragen. Hier von der gewöhnlichen Klatsch- und Lästersucht zu reden, lohnt durchaus nicht der Mühe. Wenn derjenige,

den ich Freund genannt habe, oder von dem ich glaubte, daß er mir das werden könne — von einer ächten Freundschaft kann hier nicht die Rede seyn, weil wenigstens bey dem einen Theil die Bedingungen einer solchen gänzlich fehlen — so schwach von Geist und Charakter ist, daß er durch Klatscherey und Lästerung sich gegen mich einnehmen läßt: so glaube ich wenig zu verlieren, wenn ich ihn geradezu aufgebe. Manchem mag das schroff scheinen. Ganz mit Unrecht. Denn wer will mir zumuthen, denjenigen noch länger als meinen Freund zu betrachten, den ich nicht mehr achten kann? und wie soll ich denjenigen achten, dem es eben so sehr an Selbstständigkeit des Geistes, als des Charakters fehlt?

Wie der ächte Freund in diesem Falle als Freund sich zu nehmen habe? Die Bosheit geradehin abzuweisen, mag in einzelnen Fällen das Beste seyn: nicht immer; so wie es auch die Umstände nicht immer zulassen. Mir scheint das, »Loquere, puer, ut te videam.« »Rede, damit ich dich kennen lerne,« des Sokrates hier die wahre Maxime zu seyn. Hat mein Mann geredet, und sich damit hinreichend zu erkennen gegeben: so werde ich auch wissen, wie ich ihn zu fassen habe.

Ob der Freund dem Freunde dergleichen confidentielle Mittheilungen seinerseits mittheilen solle: darüber läßt sich im Allgemeinen nichts bestimmen.

Es zu thun kann nach Verschiedenheit der Umstände eben so wohl strenge Freundespflicht, als unbesonnen, lieblos, und gefährlich seyn.

102.

Nicht immer ist es die bloße Schmähsucht, welche Zwist und Zerwürfniß zwischen Freunden zu säen sucht, und deren niedrige Beweggründe, Gehäßigkeit aus Eitelkeit, Hochmuth, oder Geckerey, nur ein Pinsel verkennen kann. Oft legen Bosheit und Eigennutz ihre Plane tiefer und versteckter an. Indem sie dieselben Schritt für Schritt mit eben so viel Beharrlichkeit als Umsicht verfolgen, gelingt es ihnen sehr oft, nicht bloß eine gewöhnliche, sondern auch eine edlere, und fester geknüpfte Freundschaft zu trennen. Am öftesten, wenn derjenige, welchem sie den Freund zu entwenden suchen, sehr empfindlich oder verschlossen; am sichersten, wenn er beydes zugleich ist. Daß ein bängliches, mißtrauisches Hüthen des Freundes mit dem Begriff einer ächten Freundschaft unvereinbar, ist bereits bemerkt worden. Wo jedoch die Absicht Anderer, uns mit dem Freunde zu entzweyen, sich bemerkbar macht, bedarf es, wie in jedem ähnlichen Falle, einer besonnenen, aber scharfen Achtsamkeit auf die Schritte des Gegners; und wo jene Absicht unzweydeutig und

entschieden herausgestellt ist, einer entschiednen Gegenwirkung. Die sicherste Gegenwirkung aber ist hier eine ganz offene Verständigung mit dem Freunde, bey dem verdoppelten Bestreben, uns die Ansprüche an seine Liebe zu erhalten: gerade wie die Neigung einer wankenden Geliebten durch vermehrte Beweise einer treuen und aufrichtigen Liebe sicherer erhalten, oder wiedergewonnen wird, als durch Eifersüchteleyen und kränkende Vorwürfe.

103.

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, daß Freunde, wenn es unter ihnen zum Zerwürfniß kommt, nicht selten die erbittertsten Feinde werden. Bey vollkommen gereiften sittlichen Begriffen, und noch weniger bey einer vom Geiste christlicher Milde durchdrungenen Gesinnung, ist eine solche Verwandlung der Liebe in Haß nicht denkbar; inzwischen darf man, wo sie vorkommt, nicht unbedingt auf eine nur gewöhnliche Freundschaft, auf ein zur Gehäßigkeit geneigtes Gemüth, oder auch nur auf einen Mangel an Charakterfestigkeit schließen. Denn die Kränkung kann an sich selbst, oder durch die sie begleitenden Folgen, eine so empfindliche, oder das Bemühen Anderer, die Empfindlichkeit des Beleidigten zu reizen, eine so wohlberechnete seyn: daß die Verwand-

lung des Hasses, wenn aus dem ethischen Standpunkt auch nicht zu entschuldigen, doch aus dem psychologischen vollkommen begreiflich wird. Denn was den Haß überall am meisten zu schärfen pflegt, die Schmach der empfangnen, und die Besorgniß einer künftigen Beleidigung: das trifft hier zusammen. Die Schmach ist hier um so größer, wenn wir blödsüchtig genug waren, denjenigen, der uns beleidigen konnte, also uns verachtete, für unsern Freund zu halten; die Besorgniß neuer Kränkungen aber um so natürlicher, da dem Beleidiger jeder unserer Fehler, durch welche er seinen Haß scheinbar vor sich selbst, oder vor Andern, rechtfertigen will, genauer, als jedem Andern bekannt sind. Der Freund, mit dem wir in Zwist gekommen, ist ein Feind, dem wir die schwachen Seiten unsrer Festung selbst verrathen haben. Auch schmerzt und erbittert ja jede Beleidigung um desto mehr, je weniger sie verdient ist; und was kann weniger den Haß verdienen, als die Liebe. Endlich, wenn die Phantasie überall so mächtig einwirkt, um die Empfindung des Hasses zu schärfen: wie entschieden muß ihr Einfluß nicht dort seyn, wo wir die Physiognomie des Hasses, welchen wir von dem Gegner erfahren haben, oder bey ihm voraussetzen, uns bis auf die kleinsten und eigenthümlichsten Züge vergegenwärtigen können?

104.

Durch eine merkwürdige, aus psychologischen Gründen aber sehr erklärbare Verkehrtheit, schärft sich der Haß gegen den früherer Freund oft nicht sowohl in dem Beleidigten, als in dem Beleidiger. Das Bewußtseyn nämlich, daß wir selbst beleidiget haben, läßt uns, bey mangelhaften sittlichen Begriffen und einer leidenschaftlichen Gemüthsart leicht voraussetzen, daß der Beleidigte den Haß wirklich gegen uns empfinde, den wir durch die Beleidigung verdient haben. War nun der Beleidigte unser Freund: so erschweren wir die Schuld seines wirklichen oder eingebildeten Hasses, durch Alles, wodurch dieser unter Freunden erschwert wird, und machen gegen denselben fortwährend die Ansprüche einer Liebe geltend, die wir vielleicht in früherer Zeit gegen ihn gehegt, deren Ansprüche wir aber durch spätere Kränkung ausgetilgt; oder die wir wohl auch nie wahr und aufrichtig für ihn empfunden haben. Nebenher aber mag die Erwägung eines solchen Falles zeigen, wie es, wenn der Beleidigte dem Beleidiger mit allerdings lobenswerther Versöhnlichkeit zuerst die Hand biethen will, zu einer dauerhaften Versöhnung durchaus nöthig sey, mit Milde, aber dabey mit fester Besonnenheit sein Absehen da-

rauf zu richten, daß dieser seinen Irrthum oder seine Schuld, als solche, anerkenne.

105.

Wenn es aber öfter geschieht, daß der Beleidiger, als solcher, die frühere Liebe in Haß und Groll verkehrt; so steht es hingegen jederzeit bey dem Beleidigten, durch feste Herrschaft über sein Gemüth, durch Besonnenheit und Milde zu verhüthen, daß eine so unselige Umwandlung, nicht bey ihm selbst stattfinde. Dadurch wird er selbst, wenn gleich nicht immer, doch in den meisten Fällen, auch den Freund abhalten, in seinem Groll bis zum Haß fortzuschreiten. Demjenigen aber, den er einst seinen Freund genannt hat, eine so traurige Verirrung zu ersparen, als die Verwandlung der Liebe in feindseligen Haß ist, ist wohl der dringendste Grund zu jener Selbstverläugnung, wie schwer sie dem Beleidigten auch fallen mag.

Tritt aber der Fall ein, daß entweder eine sittliche Pflicht selbst es uns verbiethet, die Verbindung mit einem Freunde fortzusetzen, oder — bey einer vollkommnen Freundschaft, und bey einer durch christliche Milde geläuterten Gesinnung vermag dieser Fall nicht vorzukommen — hat eine Kränkung von Seite des Freundes uns so tief verletzt, daß

wir überzeugt sind, sie nicht verwinden zu können: so werde das Band der Freundschaft, wie Cato beym Cicero sagt, aufgelöst, nicht zerrissen! Aber auch gelöst werde es mit Entschiedenheit. Eine halbe Versöhnung ist schlimmer, als eine vollständige Trennung. Oft führt sie zu noch größerem Zwiespalt, als der, den sie heilen sollte, und zu noch größerer Erbitterung; nie gewährt sie eine vollkommne Befriedigung.

Wie aber mit Entschiedenheit: so geschehe die Trennung mit Offenheit. Dadurch allein, daß der Beleidigte die Gründe, welche ihn bestimmen, die Verbindung mit dem Freunde aufzulösen, diesem mit schonendem Freymuth offen darlegt, kann er dem Vorwurf eigener Leidenschaftlichkeit entgehen, den jener, wenn das Übel einmal so weit gediehen ist, ihm jederzeit zu machen geneigt seyn wird.

106.

Wenn das Band der Freundschaft gelöst ist: so sey der Freund für uns — todt. Dann laßt uns alle die Pflichten gegen ihn erfüllen, zu welchen wir gegen die Todten verpflichtet sind. Wie wir mit den Todten jede Erinnerung an ihre Kränkungen, und jeden Groll und jeden Haß versenken sollen: so jede Erinnerung an die Kränkungen, die

wir von dem geschiednen Freund erfahren haben: und wie uns die Humanität gebiethet, von den Todten gar nicht, oder nur Gutes zu sprechen: so auch von Jenem. Selbst Klagen über eine solche Trennung, wenn sie auch keine Ergießungen der Gehässigkeit sind, sondern nur unsre Rechtfertigung oder selbst nur unsern Schmerz aussprechen wollen, werden besser zurückgehalten. Leicht werden sie mißverstanden, leicht entstellt, und leicht der Zunder zu einem neuen Aufflammen des noch fortglimmenden, oder kaum gedämpften Hasses. Die fromme Scheu, welche uns die Humanität gegen die Todten zu beobachten befiehlt, ist hinsichtlich der Freunde, von welchen wir uns getrennt haben, das einzige Betragen, welches der Klugheit, wie der Pietät der Freundschaft, gemäß ist.

107.

Oft geschieht es, daß diejenigen, die sich in ihren Erwartungen von der Treue eines Freundes bitter getäuscht gesehn haben, ihr Herz der Freundschaft jetzt gänzlich verschließen. Begreiflich ist ein solches Mißtrauen; zu billigen ist es keineswegs. Wie viel Unglück sie auch in der Freundschaft gehabt haben, und wie wenig sie auch selbst daran Schuld gewesen seyn mögen: ohne Schuld waren

sie gewiß nicht. Und so wäre es denn besser für sie, zu erforschen, worin zunächst sie selbst geirrt und gefehlt haben können, um durch Vermeidung ihrer Mißgriffe sich gerechtere Ansprüche an das Glück der Freundschaft zu sichern. Auch wird das Mißtrauen, das in Beziehung auf ein bestimmtes einzelnes Lebensverhältniß sich festgesetzt hat, bald sich auf die übrigen Lebensverhältnisse ausdehnen: und wer nicht mehr den Muth hat, den Einzelnen mit vertrauender Liebe zu umfassen, bald auch die Menschen überhaupt innig zu lieben verlernen.

108.

Unstreitig ist es etwas Verdienstliches, zwischen entzweyten Freunden eine Versöhnung zu stiften; und nimmt man an, daß ihre Freundschaft nur nicht von ganz gewöhnlichem Gehalt, und sie nicht durch leidenschaftliche Verbitterung der Versöhnlichkeit unempfänglich geworden: so sollte man das Geschäft des Mittlers für ein leichtes, und eben so für ein sehr dankbares halten. Die Erfahrung hingegen liefert ein ganz entgegengesetztes Ergebniß. Sie zeigt, daß Vermittlungsversuche dieser Art sehr selten gelingen, und noch seltner Dank erwerben. Diese Erscheinung läßt sich, bey den obigen Voraussetzungen, nur dadurch erklären, daß man annimmt, so

selten, als das Vermitteln eines Zwistes unter Freunden gelinge: eben so selten werde es ohne Mißgriffe geübt, und so selten könne es darum von dem gewünschten Erfolge seyn.

So aber ist es in der That; und auch hier ist der Mangel einer hinreichenden Klarheit und Vollständigkeit des Erkennens die nächste Ursache des Mißlingens. Es liegt auf der Hand, daß dieses Mißlingen ein unvermeidliches ist, wenn wir die Charaktere beyder Freunde nicht in ihren eigenthümlichsten Zügen richtig aufgefaßt, und die Beschaffenheit ihrer Freundschaft, so wie die Veranlassungen und die Natur ihres Zwistes nicht auf das genaueste erkannt haben. Denn mit einer oberflächlichen Kenntniß nach allgemeinen Formeln ist hier wenig ausgerichtet. Die Freundschaft nämlich hat ihre Geheimnisse, wie die Liebe, und ist, bey jedem Einzelnen, wie jedes bedeutende Lebensverhältniß, das sich mit Entschiedenheit herausgebildet hat, mit den feinsten Wurzeln und Fibern seiner Eigenthümlichkeit verschlungen.

Daraus ergibt sich nun von selbst, daß auch eine mit Besonnenheit und Umsicht angestellte Prüfung des Charakters beyder Freunde, und der Mittel sie zu versöhnen, hier nur selten hinreichend seyn werde; und daß daher nur derjenige zum Vermittler berufen seyn könne, der entweder die Entzweyten lange

Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte: oder der durch einen vertrauten Umgang mit ihnen, mit den eigenthümlichsten Zügen ihres Charakters und ihrer Empfindungsweise auf das genaueste bekannt geworden ist.

109.

Ich schweige von der Albernheit, die durch Schmeicheley, oder durch Salbaderey; und von der wenig geringeren, und an sich selbst beleidigenden Klopffechterey, die den Beleidigten zu überreden, oder ihm zu beweisen sucht, er sey nicht beleidigt worden; oder daß es damit durchaus nichts auf sich habe. Das allein will ich bemerken, daß jeder Vermittlungsversuch, der nicht von einer streng unparteyischen und scharf herausgestellten Anerkennung des Rechtes, wie des Unrechtes, der einen, wie der anderen Partey ausgeht, nothwendig mißlingen müssen. Wer sich immer die Rolle des Vermittlers anmaßt, ohne durch die vollste Unparteylichkeit, ohne durch ein entschiednes Übergewicht an Besonnenheit und sittlicher Erhebung dazu berufen zu seyn: der rechne, mag er entzweyte Freunde, oder solche, die das nie waren, zu versöhnen suchen, mit Sicherheit darauf, mit seinen Pacificationsversuchen zu scheitern, oder, selbst wenn sie scheinbar gelingen,

dafür nicht Dank, sondern von beyden Parteyen Haß einzuernten. Denn wer in was immer für einer Streitsache sich die Entscheidung anmaßt, ohne die Einsicht und den Willen zu haben, unser Recht mit der strengsten Unparteylichkeit bis auf den letzten Gran abzuwägen und anzuerkennen: der verletzt selbst unser Recht, und wird dadurch selbst zum Beleidiger. Bey dem bürgerlichen Richter sind wir verpflichtet, diese Unparteylichkeit vorauszusetzen, so lange wir nicht das Gegentheil beweisen können: doch derjenige, der sich eigenmächtig zum Schiedsrichter aufwirft: der muß sein Recht dazu durch sich selbst beweisen. Und das kann er allein auf die angedeutete Weise; so daß die Anerkennung des Rechtes und des Unrechtes, und das reine, scharfe Herausstellen des Einen, wie des Andern, mit der unzweydeutigsten Entschiedenheit, auch hier sich als die Bedingung jeder aufrichtigen Versöhnung ausweist.

110.

Es sey mir erlaubt, an die vorhergehende Untersuchung über die Freundschaft noch einige Fragen zu knüpfen, die mit derselben zum Theil zwar in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen: die aber dabey von solcher Bedeutung sind, daß es durchaus keinen Tadel verdienen kann, sie hier berück-

sichtigt zu haben. Eine der wichtigsten Fragen aber ist die: Wie wir unsre Freunde am besten nützen können? worüber natürlich denjenigen nichts zu sagen ist, welche diese Frage nach ihrer Weise auf das vollständigste sich selbst gelöst haben, und die jeden, dessen Freund sie sich nennen, für ihre eigennützigen Zwecke so emsig und sorgfältig ausbeuten, daß man ihnen die strengste Consequenz in der Theorie, wie in der Praxis, ohne ungerecht zu seyn, nicht absprechen kann. Einen bestimmten Gewinn aber soll jedes Lebensverhältniß uns abwerfen; und wie überall, mag er auch in der Freundschaft nur durch eine richtige Berechnung der Mittel, ihn zu erlangen, erzielt werden.

Da die Freundschaft, wie gezeigt worden ist, großentheils aus dem Bedürfniß entsteht, für unsre eigenthümliche Denk- und Empfindungsweise und für die Entwicklung unsers innern Lebens in Anderen eine Gewährleistung zu finden, durch diese aber innerliche Sicherheit: so ist es klar, daß unser Streben zunächst darauf gerichtet seyn muß, durch die Verbindung mit einem gleichgesinnten Freunde für die Erreichung eben dieses Zweckes den möglichst größten Vortheil zu ziehen. Wie aber alle innerliche Sicherheit unsers Strebens allein auf der Linie sittlicher Entwicklung zu erreichen steht, und jede Abweichung von dieser Linie nothwendig zum Zerwürf-

niß mit uns selbst führt: so stellt es sich mit eben so großer Entschiedenheit heraus, daß der höchste Gewinn der Freundschaft nur in einem Forschritt unserer sittlichen Entwicklung bestehen könne. Dieser also ist es, auf welchen bey der Verbindung mit dem Freunde unser Absehen zunächst gerichtet seyn muß. Weil nun das sittliche Streben überall ein einiges, nach allen Richtungen hin gleichförmiges und folgerichtiges ist, und darum auch nicht in Entwicklung einzelner sittlicher Tendenzen sich abschließen kann: so muß natürlich auch unser sittlicher Fortschritt durch die Verbindung mit dem Freunde ein diesem Gesetz entsprechender seyn, und damit er das sey, als klar erkanntes Ziel dieser Verbindung fest von uns im Auge behalten werden. Gänzlich im Widerspruch mit diesem Gesetz fassen die Meisten nur einzelne sittliche Vorzüge ins's Auge; den sittlichen Charakter derselben auf solche Weise eben so einseitig würdigend, als das wahre Ziel und den rechten Gewinn der Freundschaft einseitig verkennend. Denn indem sie nur ein Bruchtheil erfassen, und nur für ein Bruchtheil einsetzen, kann natürlich auch ihr Gewinn nur in einem Bruchtheil bestehen.

111.

Doch das ist nicht der einzige Mißgriff, welcher hier begangen wird. Es gibt eine sclavische, geistlose Nachahmung in der Freundschaft, wie in der Poesie und in den übrigen Künsten; die in den meisten Fällen, dort wie hier der geistigen Entwicklung mehr nachtheilig, als förderlich ist. Der einzige Fall, wo nicht, ist, wenn Jemand, vielleicht nicht nothwendig beschränkteren Geistes, für jeden Fall aber ohne kräftige Anlage zu geistiger Selbstständigkeit, durch Instinct und einen glücklichen Zufall den Freund findet, dessen Eigenthümlichkeit der seinigen genau entspricht, und der dabey dennoch so weit über ihm steht, und seinerseits selbst so gleichförmig fortschreitet, daß er ihm fortwährend zum sicheren Vorbilde dienen kann. Sonst jedoch, wirkt das Bestreben bloßer Nachahmung auch hier jederzeit lähmend und retardirend. Am gewöhnlichsten trifft man diesen Fehler bey jungen Leuten, die schon längere Zeit sich vergeblich abgemüht haben, über sich selbst in's Klare zu kommen, und welchen die Kraft zu einem selbstständigen Aufschwung darüber verloren gegangen ist. Denn bis zu einem gewissen Grad von Klarheit des Bewußtseyns muß unsre Eigenthümlichkeit sich immer schon in uns entwickelt haben: wenn wir für die

selbstständige Ausbildung derselben durch die Verbindung mit einem Freunde gewinnen sollen.

112.

Behalten wir aber bey der Verbindung mit dem Freunde einerseits die Eigenthümlichkeit unsrer eigenen Anlagen und Tendenzen, und andererseits die Eigenthümlichkeit jener des Freundes nicht gleich scharf im Auge: so muß uns nothwendig noch etwas Schlimmeres begegnen, als daß wir die Selbstständigkeit des Geistes dabey verlieren; wir müssen, statt an innerlicher Sicherheit zu gewinnen, vielmehr über uns selbst unsicher werden. Solche Unsicherheit aber führt, wenn die Versuche sie aufzuheben wiederholt mißlungen sind, leicht zur Verworrenheit, und selbst zur Zerfallenheit. Denn indem wir uns selbst in dem Freunde suchen, und doch über ihn, wie über uns selbst uns unklar sind, befinden wir uns genau in dem Fall eines Blödsichtigen, der die Ähnlichkeit eines Portraits mit dem Original bestimmen will, die Züge des einen, wie des anderen aber, nur undeutlich, und wie durch einen Nebel ausnimmt. Der dadurch entstehende Zwiespalt aber muß um so unauflöslicher seyn, als er durch jene Schwäche oder Unachtsamkeit der Beurtheilungskraft, welche ihn erzeugt hat, gewöhnlich

auch unterhalten wird. Was uns nun, selbst bey mangelnder Schärfe des Geistes, mindestens bis auf einen gewissen Grad, davor bewahren kann, ist allein das Streben nach jener Unbefangenheit des Geistes, die kein Resultat feststellt, wenn sie es nicht sorgfältig geprüft hat.

113.

Auch durch Muthlosigkeit können wir in der Freundschaft nicht nur um jeden Gewinn für unsre Ausbildung uns betrogen, sondern in dieser selbst gehemmt und zurückgehalten sehen. Selten zwar knüpft sich das Freundschaftsband unter zwey Menschen von so auffallend unterschiedener Geisteskraft und Charakterwerth, daß das Übergewicht derselben bey dem Einen, den Anderen nothwendig niederdrücken und muthlos machen müßte; sehr oft aber geschieht es vorzüglich bey jüngeren Personen, daß der eine Freund die geistigen oder sittlichen Vorzüge des anderen in einem so glänzenden Lichte erblickt, oder, indem er sein Jeeal an die Stelle des Freundes setzt, diesen so hoch stellt, daß er zuletzt verzweifelt, ihn zu erreichen. Eine solche Muthlosigkeit ist durchaus gegen den Geist der Freundschaft, die im Gegentheil zu dem muthigsten Wetteifer mit dem Freunde auffordert, weil dieser dem auf solche Weise

Strebenden allein gerechte Ansprüche an die Liebe des Freundes sichern kann. Was aber die Muthlosigkeit, vorzüglich eines jungen Mannes, am wenigsten bis dahin sollte gedeihen lassen, an seiner eigenen Kraft zu verzweifeln, ist die Betrachtung, daß ein entschlossenes und beharrliches Streben nach geistigen Vorzügen, wenn es auch nicht jeden einzelnen, nicht in jeder Richtung, und bis zu jedem Grade erreichen könne, doch überall des Werthes und Gehaltes genug erringe, um auch der höchsten Gunst der Natur das Gleichgewicht zu halten: daß aber das sittliche Streben seinem Werth und Gehalt nach den glänzendsten Erfolgen des Talentes nicht bloß das Gleichgewicht halte, sondern sie überwiege; in seinem Fortschritt aber durch keine Schranke gehemmt werde, als durch die Schwäche der eigenen Willenskraft.

114.

Sehr oft hört man die Klage wiederholen, die Begeisterung und der Heroismus der Freundschaft sey der neueren Zeit durchaus fremd geworden, und sie habe keine so glänzenden Beyspiele aufopfernder Freundestreue aufzuweisen, wie das Alterthum uns davon so viele überliefert habe. Was ist nun an dieser Klage?

Der Heroismus gehört überall einer Zeit an, wo die gesellschaftlichen Verhältnisse noch einfach, und von den höheren Stufen intellectueller Ausbildung einerseits eben so weit entfernt sind, als andrerseits von der Rohheit des Naturzustandes. In einer solchen Zeit findet jene Energie des Willens, welche aus Antrieben der Liebe, Treue, Freundschaft, oder Dankbarkeit mit edler Aufopferung auch das Kühnste, Gefahrvollste und Außerordentlichste vollbringt, Raum und Veranlassung; es wird vollbracht vor den Augen des ganzen Volkes oder der ganzen Zeit; die Erinnerung bewahrt es, und die Dichtung schmückt es aus, und verherrlicht es, und umgibt es mit dem Schimmer des Wunderbaren.

Für solche Energie der That biethen die Zeiten einer weiter fortgeschrittenen Entwicklung und Verfeinerung der gesellschaftlichen Verhältnisse weiter weder Raum, noch Veranlassung; sie fordern nur selten zu kühnen, gefährlichen Wagnissen auf; und noch seltner werden diese öffentlich und vor den Augen eines ganzen Volkes vollbracht. Der Heroismus des starken Gefühls, der starken Willenskraft, hängt jetzt nicht mehr an dem raschen, kühnen Entschluß; er erwächst aus der Energie der Gesinnung: die That aber, in welcher er aufblüht, wird nur selten bemerkt, und gelangt noch seltner zur Öffentlichkeit; die Geschichte hat keine Muße,

darauf Rücksicht zu nehmen; und selbst, wenn die Poesie sich ihrer bemächtigt, so wagt sie es doch jetzt nicht mehr so, wie früher, sie mit dem Strahlenkranze des Wunderbaren zu umflechten. Die Energie der Gesinnung aber bleibt immer, und mit ihr die Kraft zu den schwersten Opfern, welche Liebe, Treue, Freundschaft und Dankbarkeit von ihr fordern können. Denn unvertilgbar hat die Natur die Keime dazu in die Brust des Menschen gelegt; und die Geschichte der Menschheit lehrt, daß sie selbst in den Zeiten überwachsender Entartung und Entsittlichung im entschlossenen Widerstreit gegen diese, wenigstens bey Einzelnen, sich gesund und kräftig erhalten konnten.

115.

Dabey jedoch ist es wohl nicht in Zweifel zu stellen, daß in jeder Zeit, je mehr die Tendenz zum sinnlichen Materialismus und mit dieser der Egoismus in ihr überwächst, und je mehr die Empfänglichkeit für sittliche Empfindungen dadurch sich herabstimmt, im gleichen Verhältniß auch jene Energie der Gesinnung sich herabstimme, welche die Keime zu den thatkräftigen Äußerungen einer solchen Gesinnung in sich schließt. Eben so gewiß aber ist es, daß eine solche Zeit, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, mehr als jede andere, der Freundschaft bedürfe.

Denn indem in ihr der Werth und die Bedeutung jedes Einzelnen, der von ihrer Ansteckung sich rein hält, und mit festem Schritt die Bahn des Rechten wandelt, um das Zehn- und Hundertfache wächst: wie sollte es nicht mit Recht ein Gewinn für sie genannt werden dürfen, wenn er einen gleichgesinnten Freund findet, der entschlossen mit ihm die gleiche Bahn wandelt; ihn, wenn seine Kräfte nachlassen, unterstützt; und wenn sie wiederkehren, durch Zuruf und Beyspiel ihn ermuntert, rüstig fortzuschreiten, bis das Ziel erreicht ist. Und wenn Unklarheit und Verworrenheit immer die Krankheit sind, aus welcher ihre noch schlimmeren Gebrechen hervorwachsen: wie sollte die Freundschaft nicht das höchste Bedürfniß für eine solche Zeit seyn? da sie eben darum gesucht wird, um durch sie zur Klarheit und innerlichen Sicherheit zu gelangen. Selbst jede minder vollkommne Freundschaft, wenn sie einer sittlichen Grundlage nur nicht gänzlich entbehret, erhält in einer solchen Zeit einen erhöhten Werth, und eine erhöhte Bedeutung. Denn indem selbst eine solche Freundschaft — und das thut die Freundschaft immer — die Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens nährt, belebt und kräftiget, wirkt sie wenigstens der Unbedingtheit jener Selbstsucht entgegen, welche eben die verderblichste Krankheit einer solchen Zeit ist.

116.

Vor einer Art von Freundschaft aber muß hier, und mögen vorzüglich Jünglinge auf das entschiedenste gewarnt werden, vor jener, welche durch Parteysucht und Parteyhaß geknüpft wird.

Von Allem, was man als traurige Zeichen der Zeit bezeichnet, gibt es kein traurigeres und unheildrohenderes, als daß man es, gerade nicht mehr selten, offen und ungescheut aussprechen hört: die Zeit sey so beschaffen, daß Jeder unbedingt einer Partey sich anschließen müsse. Eine solche Ansicht verkennt und läugnet nämlich entschieden, daß das Recht und die Wahrheit als etwas Ewiges und Unveränderliches durch sich selbst bestehe, und daß es eben darum über die Leidenschaftlichkeit der Parteysucht erhaben sey: während diese selbst sich nie vom Unrecht frey halten kann. Denn nicht davon zu reden, wie sich der Begriff der Parteysucht faktisch herausstellt: so muß entweder alle Selbstständigkeit und jede individuelle Tendenz der einzelnen Mitglieder einer Partey in dem Streben derselben rein aufgehen, was nicht denkbar ist: oder die Selbstständigkeit des Einzelnen muß von der Partey absorbirt werden. Alle müßten also mit der höchsten Klarheit des Erkennens, mit der rein-

sten und lautersten Unbefangenheit nur das Recht, und nur dieses wollen, was ein Ideal ist: oder der Einzelne wird von der Macht der Partey fortgerissen werden, und wenn er für sich nur das Recht will, sich dennoch vom Unrecht, das sie will, nicht frey erhalten können.

Darum trägt jede aus Parteysucht und Parteyhaß geschlossene Freundschaft den faulen Keim von vorne herein in sich, der früher oder später sich entwickeln muß. Denn was dem lautern Sinne für Recht und Wahrheit widerspricht, kann nicht das Band einer wahren Freundschaft, als einer sittlichen Verbindung seyn. Darum ist es hier die Pflicht des besonneneren Freundes den minder besonnenen dem Treiben der Parteysucht zu entfremden; ein Bestreben, was ihm natürlich nur dann gelingen kann, wenn ein solches Treiben ihm selbst fremd geblieben; oder wenn er eine Zeit lang selbst darin befangen war: aber Kraft und Selbstständigkeit des Geistes genug besaß, um zuerst sich selbst davon los zu machen.

117.

Etwas sehr gewöhnliches sind literarische Freundschaften aus Parteysucht; weßwegen ihrer hier insbesondere mit einigen Worten gedacht werden mag.

Da die Blüthe der Freundschaft, als einer sittlichen Verbindung, in der Läuterung der sittlichen Begriffe und der Erhebung des Geistes zu dem Ideal sittlicher Veredlung ihren gedeihlichsten Boden findet: so soll man diese Blüthe nirgends reiner und schöner anzutreffen erwarten, als bey denjenigen, welche die Ausbildung ihres eigenen Geistes durch die Wissenschaft zur nächsten Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, und welche für die Erreichung dieses Zweckes Anderen sich zu Führern anbiethen. Auch zählt die Geschichte der Literatur nicht wenige Beyspiele der edelsten und beharrlichsten Freundschaft auf, und liefert den erfreulichen Beweis, daß die Liebe zu den Wissenschaften, und die treue Pflege derselben, zu allen Zeiten eines der festesten Bande der Freundschaft gewesen ist. Darneben freylich auch den Beweis, daß die Freundschaft nirgends öfter in Gehässigkeit und erbitterte Feindschaft umschlage, als unter Literaten. Das Wahre an der Sache ist, daß Gehalt und Werth der Freundschaft auch hier, wie überall, von dem Gehalt und Zuverläßigkeit des sittlichen Charakters abhängt. Wo dieser Gehalt fehlt: da finden sich bey Gelehrten und Schriftstellern, bey den ihnen gewöhnlichen Fehlern der Eitelkeit, Eifersucht und Reizbarkeit, allerdings in diesen Fehlern selbst mehr und fruchtbarere Keime der Feindseligkeit und des Zerwürfnisses, als

bey Anderen; und um so nothwendiger und üppiger müssen diese Keime sich entwickeln: da Eitelkeit und Ruhmsucht gerade an solchen Verbindungen selbst meistens vom Hause aus mehr Antheil haben, als ein aufrichtiges Wohlwollen.

118.

Das schlechteste Band der Freundschaft unter Literaten ist aber, wie bereits bemerkt worden, das der Parteysucht. Doch rede ich hier nur von solchen Verbindungen aus Parteysucht, welche, mindestens theilweise, eine achtenswerthe literarische Tendenz haben. Denn Verbindungen, welche nur den Zweck haben, Andere frech und unverschämt anzugreifen, scheinen mir wohl nicht mit Unrecht mehr den Namen einer Büberey, als den der Freundschaft zu verdienen. Allein auch jene Freundschaften aus literarischer Parteysucht taugen nichts. Auch von ihnen nämlich gilt es, was von jeder Partey gilt, daß es demjenigen, der sich einer solchen hingibt, nie um die ganze Wahrheit zu thun seyn kann, und daß er dabey nie seine ganze Selbstständigkeit des Geistes sich retten könne. Wie aber läßt sich einem Schriftsteller vertrauen, der einen Theil seiner geistigen Selbstständigkeit aufgibt, oder mindestens gefährdet!

Was die Freundschaften aus Parteysucht für Manche so verführerisch macht, ist der Schein ihrer Zuverläßigkeit bey einer entschiednen Übereinstimmung in den Ansichten, Gesinnungen und Interessen, welche leidenschaftliche Raschheit und oberflächliche Beurtheilung leicht für eine Bürgschaft einer vollkommnern Übereinstimmung der Gemüther und Charaktere selbst nimmt. Dieß aber ist selten mehr, als eine Täuschung. Wenn nämlich die Parteysucht allein eine Freundschaft erzeugt, so wird sie diese in jeder Beziehung sich unterordnen wollen; und wenn das Interesse der Partey aufhört: so wird auch das Band der Freundschaft sich auflösen, welches dadurch allein geknüpft worden war: während die Freundschaft, welche selbstständige Liebe zu Recht und Wahrheit geknüpft hat, unveränderlich und unwandelbar, wie die letzteren selbst, ist.

119.

Noch eine andere Frage in Betreff der Freundschaft will ich berühren, welche ihrer Wichtigkeit nach die ausführlichste Erörterung verdiente: über welche aber hier nur einige kurze Andeutungen Raum finden können.

Wenn die Freundschaft wirklich ein so köstliches Gut, wenn sie die Pflegamme jeder Tugend, ein

Talisman gegen die Verführungen des Lasters, und eine Quelle der reinsten und edelsten Genüsse ist: warum thut die Erziehung so wenig dafür, die jungen Gemüther für die Freundschaft zu bilden? warum begnügt sie sich damit, diese nur gelegenheitlich in Lehren und Beyspielen anzupreisen? und warum findet die Pädagogik es in den hunderttausend Schriften und Schriftchen, in welchen sie ihre weise Sorgfalt auf das kleinste Detail der Erziehung erstreckt, höchstens der Mühe werth, diesen Gegenstand einmahl nur im Allgemeinen zu besprechen, statt ihn, wie es seine Wichtigkeit verdient, zum Vorwurf einer gründlichen und umfassenden Erörterung zu machen.

Eine besondere und sehr nahe liegende Aufforderung dazu findet sie in der Beschaffenheit und in dem Bedürfnisse unserer Zeit. Welche besondere Bedeutung die Freundschaft in einer solchen Zeit habe, ist bereits oben angedeutet worden. Also auch die Erziehung für die Freundschaft. Und um so mehr, da alle Keime des Guten, welche eine solche Zeit für sich und für die kommenden Geschlechter retten kann, nur durch die Erziehung genährt, gepflegt und gerettet werden können, und diese darum hier nichts für zu unbedeutend achten, und so wenig, als möglich, dem Zufalle überlassen darf.

120.

Man hat gesagt, die Erziehung vermöge in dieser Hinsicht nur wenig. Wenn sie auch zur Freundschaft ermahne, und durch Hinweisung auf die Beyspiele einer wahren Freundschaft die jugendlichen Gemüther dafür zu entflammen suche: so fänden sich Freunde doch meistens erst in den Jahren, wo ihr unmittelbarer Einfluß aufhöre. Auch vermöge sie nicht zu bestimmen, ob ihr Zögling den seinem Bedürfnisse und seinen Wünschen entsprechenden Freund finden werde, oder nicht. Wenn nicht: so werde er, da der Drang nach einem solchen Freunde einmahl in ihm aufgeregt sey, sich entweder unglücklich fühlen, oder durch einen Mißgriff sich eine der herbsten Täuschungen des Lebens bereiten. Jünglinge seyen ohnedieß geneigt, Freundschaften zu schließen; und es sey nöthiger sie zu warnen, nicht mit Voreiligkeit Freundschaften einzugehen, als sie aufzufordern, dergleichen zu schließen. Diese Einwürfe gegen die Bildung der Jugend zur Freundschaft sind zum Theil so gehaltlos, daß sie keine Widerlegung verdienen. Wenn der unmittelbare Einfluß der Erziehung zu der Zeit, wo feste Freundschaften geschlossen werden, bereits aufgehört: so soll ja zu dieser Zeit ihr Geschäft auch in Beziehung auf die Bildung zur Freundschaft ein bereits vollendetes seyn;

und sie soll dieses Geschäftes sich so entledigt haben, daß eben dadurch alle jene Nachtheile beseitiget werden.

121.

Wenn aber die Erziehung das junge Gemüth auf zweckmäßige Weise für die Freundschaft bilden will: so muß sie zunächst einen Irrthum dabey vermeiden, den sie zwar im Allgemeinen immer als einen solchen anzuerkennen bereitet ist, der aber auf ihre Vorschriften darum nicht minder oft einwirkt, als auf ihr praktisches Verfahren. Sie muß nämlich sich nicht überreden, schaffen, oder nach ihrem Willen und Absichten entwickeln zu können: da sie doch gesteht, das erstere nicht zu können; in Betreff des zweyten aber sich thöricht überredet, daß sie es könne, da sie doch in keinem einzigen Falle dasjenige, was sie entwickeln will, nach seiner ganzen Eigenthümlichkeit kennt, noch die Einflüsse zu berechnen vermag, welche auf den Entwickelungsprozeß während seiner ganzen Dauer Statt finden werden. Darum soll sie das allein wollen, was sie in der That leisten kann; sie soll die Entwickelung fördern, und zwar dadurch, daß sie die Hindernisse derselben nach Möglichkeit aus dem Wege räumt. So auch hinsichtlich der Erziehung für die Freund-

schaft. Alles, was sie hier thun kann und soll, besteht darin, daß sie die Keime, welche in dem jungen Gemüthe dazu da liegen, in ihrer Entwickelung pflege, und was ihrem Wachsthume schädlich werden könnte, entferne. Auf diese Weise, und auf diese allein, soll sie sich positiv verhalten.

122.

Die Natur hat die Keime des Wohlwollens so tief in die Brust des Menschen gelegt, daß sie sich überall gesund und kräftig entwickeln, wo sie in ihrer Entwickelung nicht aufgehalten, und vom Unkraute überwachsen werden. Fühlt der Mensch doch jeden Augenblick, wie er überall des Wohlwollens Anderer bedürfe; ist es ihm doch so erquickend es zu empfangen; kann doch, so lange sein Gemüth sich nicht verhärtet hat, er selbst es Andern nirgends verweigern, ohne eine bittere Empfindung zu haben, und zu fühlen, daß er mit seiner besseren Natur im Widerspruche handle. Und wie leicht werden die Keime desselben nicht in dem kindlichen Gemüthe hervorgelockt, wenn es mit Liebe behandelt wird, und wenn ihm ferne gehalten wird, was sie ersticken könnte. Indem nun die Erziehung die Keime eines allgemeinen Wohlwollens pflegt, bereitet sie dadurch selbst der Freundschaft den gedeihlichen Boden,

auf welchem diese späterhin von selbst als eine gesunde kräftige Pflanze in die Höhe schießen wird. Wie thöricht also handelt nicht die Erziehung, wenn sie zwar die Entwickelung der Keime des Wohlwollens durch Belehrung zu fördern sucht: dabey aber nicht zuerst und zunächst ihre ganze Sorge darauf wendet, Alles abzuhalten, wodurch jene Keime in ihrer Entfaltung gehemmt, oder auch gänzlich erstickt werden; wenn sie die Veranlassungen zu jeder feindseligen Regung nicht sorgfältig entfernt, und nicht mit stäter Besonnenheit Alles meidet, was diese hervorrufen könnte; sie, die da recht gut weiß, und es tausendmahl wiederholt, wie tief solche Eindrücke wurzeln, und wie leicht von einem Körnchen Sauerteiges die ganze Masse durchsäuert wird.

123.

Es ist nichts weniger, als überflüssig, zu bemerken, daß die eben erst vorgebrachten Erinnerungen keineswegs als bloß das Stadium des ersten jugendlichen Alters betreffend, gemeint seyen. Sie gelten für alle Stadien der Erziehung bis in das reifende Jünglingsalter herüber; und für die öffentliche Erziehung nicht weniger, als für die häusliche. Und wie nicht? da die Ausbildung zur Sittlichkeit auf gleiche Weise die höchste Aufgabe der einen, wie der andern, ist. Darum muß die öffent-

liche Erziehung mit der gleichen strengen Sorgfalt, wie die häusliche, Alles entfernen, was der Entwickelung wohlwollender Neigungen im Allgemeinen hinderlich oder schädlich werden könnte. Der Lehrer, der nicht auf jede Äußerung von Gehässigkeit und Feindseligkeit bey seinen Schülern achtet, und nicht jede sich kundgebende Anlage dazu zu bessern sucht, kennt entweder den Umfang seiner Pflichten nicht, oder macht sich des unverzeihlichsten Leichtsinns schuldig. Zwey Mißgriffe aber vermeide er vor allen anderen. Nie lasse er bey den Zwistigkeiten seiner Schüler die Entscheidung in der Schwebe, oder entscheide, ohne durch die sorgfältigste Untersuchung Recht und Unrecht für die Betheiligten selbst, scharf und klar herausgestellt zu haben; und dann: nie bediene er sich in einem solchen Falle, als Besserungs- oder Züchtigungsmittels, des Hohnes. Tief gräbt sich der Unwille über das erlittene Unrecht in das jugendliche Gemüth ein; und indem der Knabe dieses duldet, lernt er, daß man Unrecht thun, und dennoch Recht behalten könne; Hohn und Persiflage aber gegen irgend etwas Anderes, als gegen die anmaßende Geckerey anzuwenden — der Erzieher wende sie selbst gegen diese nicht an — ist überall ein Zeichen von Unvernunft, Bosheit oder Übermuth; und meistens von allen Dreyen zusammen genommen.

124.

In sofern aber die Erziehung die Ausbildung der wohlwollenden, und die Unterdrückung aller feindseligen Regungen unmittelbar durch Belehrung zu erzwecken sucht, hat sie einen andern Grundsatz fest in's Auge zu fassen. Zuerst diesen, daß sie die Ausbildung der wohlwollenden Neigungen nicht gänzlich auf das Gefühl baue, und bey ihren Belehrungen die Beweggründe dazu nicht vorzugsweise, und noch minder ausschließend aus Gefühlen herleite. Der Mensch hat ein strenges Recht an das Wohlwollen des Menschen; und nur dort ist dieses Wohlwollen fest begründet, wo es auf eine klare Anerkennung seiner sittlichen Verpflichtung gegründet ist. Für diese Belehrung aber ist auch das zarteste Alter empfänglich, wenn sie ihm auf die rechte Weise gebothen wird; wenn sie nämlich theils aus der nächsten Gegenwart geschöpft, oder der Zögling wenigstens überall zunächst auf das hingewiesen wird, was er an Andern oder an sich selbst bereits erfahren hat, oder jeden Augenblick erfahren kann. Nirgend ist dieses Verfahren leichter und mit sichererem Erfolg anzuwenden, als bey der Ausbildung der wohlwollenden Neigungen. Denn wie die Natur die Erhaltung unseres ersten Daseyns ganz von dem Wohlwollen Anderer abhängig gemacht, und eben so die Entwickelung unserer ersten Empfindungen größtentheils daran

geknüpft sind: so liegt auch die Wahrnehmung der Beweggründe dazu dem sich entwickelnden Verstande, selbst im ersten Stadium dieser Entwickelung, näher als jede andere Erkenntniß.

Wie die Jugendbildung die Schriften der Alten, vorzüglich das Lesen der Dichter und den Unterricht in der Geschichte für die Cultur der wohlwollenden Empfindungen benützen könne, ist weit öfter zur Sprache gekommen, als die übrigen Mittel, wodurch sie gefördert werden mag. Inzwischen fehlt viel, daß die pädagogische Weisheit unserer Zeit hinreichend begriffen hätte, wie viel sie bey einer umfassenderen Berechnung dieser Mittel, und bey einem consequenteren Bestreben sie zu nützen, durch dieselben ausrichten könnte: und wie, was sie nach dem Bedürfnisse der Zeit zu leisten habe, und was von ihr gefordert werden müsse, größtentheils gerade auf diesem Wege zu suchen sey.

Überhaupt handelt es sich bey ihr nicht um das Verkennen richtiger Grundsätze im Einzelnen (auch nicht derjenigen, woran hier in besonderer Beziehung erinnert werden mußte): als darum, daß sie erkenne, wie sie allein der hereindrohenden sittlichen Erschlaffung und Verderbniß entgegen wirken könne; wie sie dieser Aufgabe aber nicht zu genügen vermöge, wenn sie nicht, ohne Einseitigkeit, wie diese auch heiße, mit einer das Kleinste, wie das Größte um-

fassenden Berechnung, und mit strengster Consequenz ihr ganzes Streben zunächst d i e s e m e i n e n Ziele zuwende.

125.

Nicht die Schule allein: das Leben erzieht uns. Mehr, als die Schule. Und wer von uns war wohl so verlassen, daß er im Laufe seines Lebens nicht wohlwollende Erzieher gefunden hätte, die mit klar gedachter Absicht und redlicher Theilnahme ihn in seiner sittlichen Entwickelung zu fördern gesucht hätten. So besteht denn, wie aus höheren Gründen, so aus diesem selbst, nicht bloß eine Humanitäts-, sondern selbst eine strenge Pflicht, zu geben, wie wir empfangen haben, und bey Anderen die Entwickelung wohlwollender Neigungen zu fördern, wie Andere sie in uns gefördert haben. Dabey ist die Erfüllung dieser Pflichten eine der lohnendsten. Der Baum, den wir thtilnehmend pflegen, läßt meistens seine besten Früchte uns in den Schooß fallen: denn indem wir in Anderen die Empfänglichkeit für wohlwollende Empfindungen, und dadurch für die Freundschaft fördern, erwerben wir uns in ihnen oft die treuesten und zuverläßigsten Freunde. Und welche Freundschaft hätte auch ein Recht für zuverläßiger zu gelten, als diejenige, welche auf einer solchen Grundlage erbaut ist!

126.

Daß ein solches Bestreben, Andere für Freundschaft empfänglich zu machen, und auf diese Weise uns selbst zuverläßige Freunde zu erwerben, nicht in Zudringlichkeit und geschäftige Kuppeley ausarten dürfe, braucht nicht insbesondere bemerkt zu werden. Das aber mag bemerkt werden, daß selbst das Bestreben, Menschen, von welchen wir glauben, daß eine Freundschaft zwischen ihnen Statt finden könne, einander näher zu bringen, wenn es als ein zu positives und entschiedenes auftritt, der Vorwurf der Zudringlichkeit nicht mit Unrecht treffe. Dagegen ereignet es sich oft, daß Menschen, die es werth sind, Freunde zu seyn, durch Mißverständnisse, und, allein aus solchen hervorgehende Antipathien, aus einander gehalten werden. Solche Mißverständnisse zu entfernen, wenn es uns möglich, ist an sich selbst Pflicht; und nur selten wird unser Bestreben, ihr zu genügen, eines günstigen Erfolges entbehren, wenn wir es dabey nur an Aufrichtigkeit, Umsicht, und an Zartgefühl nicht fehlen lassen. Denn vor jener gutgemeinten Falschheit, die in solchem Falle hier überpinselt, und dort eine hellere Farbe aufträgt, muß dabey auf das unbedingteste gewarnt werden. Die Unwahrheit taugt nirgends; selbst nicht, wenn sie noch so unschuldig scheint, und noch so gut gemeint ist. Die Zeit wird die falsche Farbe

wegnehmen; und wir werden Jene eben so wenig zu Freunden gemacht, als uns Freunde in ihnen erworben haben.

127.

J. J. Rousseau rühmt sich in seinen Geständnissen, daß es immer sein Bestreben gewesen sey, »seine Freunde,« wie er sich ausdrückt, »auch zu Freunden seiner Freunde zu machen.« Mit Recht mag er sich dessen rühmen. Denn es verräth einen edlen, großartigen Sinn, seine Freunde gerne mit Anderen zu theilen; so wie es im Gegentheil ein Zeichen einer engherzigen und kleinlichen Gemüthsart ist, sie ängstlich und eifersüchtig zu bewachen, und sie, so zu sagen, abzusperren; ein Fehler, von welchem bereits die Rede gewesen ist. Inzwischen ist es noch nicht genug, von diesem Fehler sich frey zu halten: sondern es ist selbst Pflicht der Freundschaft, unsere Freunde mit Denjenigen zu verbinden, welche wir unserer eigenen Freundschaft werth halten. Denn wenn sie das wirklich sind, so daß wir ihre Freundschaft für einen Gewinn halten dürfen: mit welchem Rechte dürften wir unsern älteren Freunden ihren Antheil an diesem Gewinne vorenthalten? Überdieß, wenn wir jedes Glück erst dann recht vollständig genießen, wenn wir es mit Anderen theilen, wie sollte dieses nicht auch bey dem Glücke der Freundschaft der Fall seyn?

Wie uns aber der Genuß eines Glückes, das wir gutmüthig mit Anderen zu theilen bereitet sind, leicht verkümmert, oder wohl auch tückisch entwendet wird, wenn diese eigensüchtig, eigenwillig und falsch sind, und nicht das gleiche Wohlwollen für uns, wie wir für sie, hegen: so auch hier. Darum ist ein positives Bestreben, unsere Freunde zu Freunden unserer Freunde zu machen, nur dann zu empfehlen, wenn wir der Zuverläßigkeit Beyder sicher sind: so daß auch in dieser Hinsicht die Vorschrift gilt, in Allem, was die Freundschaft betrifft, nur dem klar erkannten Charakterwerth; nicht aber den bloßen Wallungen des Gefühls zu vertrauen.

128.

Noch will ich hier, wenigstens kurz, eine Frage berühren, die man in so fern eine müßige nennen könnte, als die Philosophie keine sichere Antwort darauf zu geben hat; nämlich über die Frage über das Wiedersehen unserer Freunde nach dem Tode. Wer hierüber eine vollkommene Gewißheit verlangt: der muß sie im Offenbarungsglauben suchen.

Wenn es irgend einen Wunsch gibt, welcher der edleren Natur des Menschen entsprechend ist: so ist es gewiß der, Diejenigen, welche wir in diesem

Leben innig geliebt haben, und von welchen auch wir eben so innig geliebt worden sind, nach dem Tode wieder zu finden, und auf's neue durch die Bande der Liebe mit ihnen vereiniget zu werden. Denn die Liebe, welche ihrer Natur nach unbegränzt ist, läßt sich von den Gränzen dieses schnell entgleitenden Lebens nicht einschließen, und kann innerhalb derselben keine Befriedigung finden. Darum strebt sie darüber hinaus, und hofft die Befriedigung in einem unendlichen Wechseltausche des Gebens und Empfangens jenseits zu finden, die im Geben, wie im Empfangen, diesseits ihr versagt geblieben.

Frägt nun der prüfende Verstand nach den Gründen dieser Hoffnung: so ist das Erste, was sich ihm aufdrängt, daß sie zunächst auf der Hoffnung der Unsterblichkeit überhaupt ruhe: obgleich die Wiedervereinigung mit unsern Freunden durch den Begriff unserer Fortdauer nach dem Tode nicht nothwendig bedingt wird. Allein mit wem sollten wir erwarten dann eher und fester wieder vereiniget zu werden, als mit Denjenigen, mit welchen wir hier schon so enge verbunden waren? Wenn wir unsere Fortdauer uns nicht anders, denn als eine Vereinigung mit andern Wesen unserer Art durch die Bande einer reineren und vollkommeneren Liebe denken können, als diejenige ist, deren wir hier empfänglich waren: mit wem sollen wir durch diese Bande eher und inniger verbunden werden, als mit jenen, die wir schon

hier mit der innigsten Liebe, deren wir fähig waren, umfaßt haben? Überdieß, sie haben uns, und wir sie, nicht bloß geliebt: sie haben wesentlich und entschieden auf unsere Ausbildung eingewirkt; die Vorsehung hat gerade sie mit uns, und uns mit ihnen zur Förderung dieses Zweckes zusammengeführt. Wie können wir nun glauben, daß dieses durch die Weisheit der Vorsehung geknüpfte Band durch den Tod für immer zerrissen werde! Nur jene Flachheit des Geistes, die nicht das ganze Daseyn an das Walten einer Alles lenkenden Vorsehung knüpft, kann hier dem Zweifel einen Einfluß gestatten. Endlich: wenn bey einer vollkommenen Freundschaft die Einwirkung des Freundes auf den sittlichen Fortschritt des Freundes gleich eine wechselseitige ist: so findet sie doch nie bey Beyden in gleichem Maße Statt. Da sie nun aber, als sittliche Handlung, ein Verdienst, und zugleich eine Schuld begründet: auf welche andere Weise, als durch die Wiedervereinigung der durch den Tod getrennten Freunde, könnte Vergeltung und Ausgleichung hier Statt finden?

129.

Da die edlere Freundschaft in diesem Leben immer eine sittliche, und um desto vollkommener ist, je entschiedener sie den Charakter einer solchen an

sich trägt: so können wir uns auch die Vereinigung der durch den Tod getrennten Freunde nur als eine Verbindung zum Fortschritt in ihrer sittlichen Veredlung; das Glück ihrer Verbindung aber nur als ein von dieser abhängiges, denken. Von welcher Art sonst ihre Verbindung in

> Dem unbekannten Land, aus deß' Bezirk
> Kein Wand'rer wiederkehrt,

seyn möge: das mag der vorausgehende, wie der zurückbleibende Freund ruhig abwarten. Genug, sie haben hinreichende Gründe, an ihre Wiedervereinigung zu glauben; und so gibt es denn auch hier das Schiboleth:

In diesem Glauben will ich handeln!

Bey dem Verleger dieses Werkes, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands, sind auch nachstehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Deinhardstein, Skizzen einer Reise von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main, Darmstadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgardt, München, Salzburg, Linz und von dort nach Wien zurück; in Briefen an einen Freund. 12. 1831. 1 fl. 15 kr. C. M.

Enk, M., Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1814. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemesis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragische Interesse. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns selbst. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr., mit Goldschnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In sechs Büchern. 12. 1835. 1 fl.

— — Hermes u. Sophrosyne. 12. 1838. 1 fl. C. M.

— — Studien über Lope de Vega Carpio. 8. 1839. 1 fl. 15 kr. C. M.

Halm, F., Griseldis. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Zweyte Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Der Adept. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1838. 1 fl 30 kr. C. M.

— — Camoens. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. 8. 1838. 30 kr. C. M.

Schmidl, A., **Wien wie es ist. Die Kaiserstadt** und ihre nächsten Umgebungen nach authentischen Quellen, mit besonderer Berücksichtigung wissenschaftlicher Anstalten und Sammlungen, und einem Anhange: Acht Tage in Wien, als Anleitung. die vorzüglichsten Sehenswürdigkeiten im kürzesten Zeitraume zu besuchen. Zweyte durchaus vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit einem Plane der Stadt u. Vorstädte. gr. 12. 1837. In Umschlag cart. Druckpapier 1 fl. 30 kr. C. M. Velinpapier 2 fl. C. M.

— — **Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden** in Umkreise. Nach eigenen Wanderungen geschildert. gr. 12. Vollständig in drey Bänden broschirt 7 fl. 15 kr. C. M., in Leinwand geb. 8 fl. C. M.

Seidel, Joh. Gabr., **Liedertafel.** 12. 1840. 1 fl. C. M.

Straube, Emanuel, **Novellen und Erzählungen.** 2 Bändchen. 12. 1840. 2 fl. 30 kr. C. M.

Weidmann, F. C., **Der Führer nach, und um Ischl.** Handbuch für Badegäste und Reisende. 12. 1834. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wertheimer, Jos., **Dramatische Beyträge.** 12. 1838. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wimmer, G. A., **Geschichte der geographischen** Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande. Von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein belehrendes u. unterhaltendes Lesebuch für alle Stände. Zweyte unveränderte Ausgabe des Werkes: Enthüllung des Erdkreises. Fünf Bände. gr. 8. 1838. 5 fl. C. M.

— — **Gemälde von Egypten, Nubien und den** umliegenden Gegenden. Aus dem Französischen des Herrn J. J. Rifaud übersetzt. Mit einer Charte des Nillaufes. gr. 8. 1830. 1 fl. C. M.



